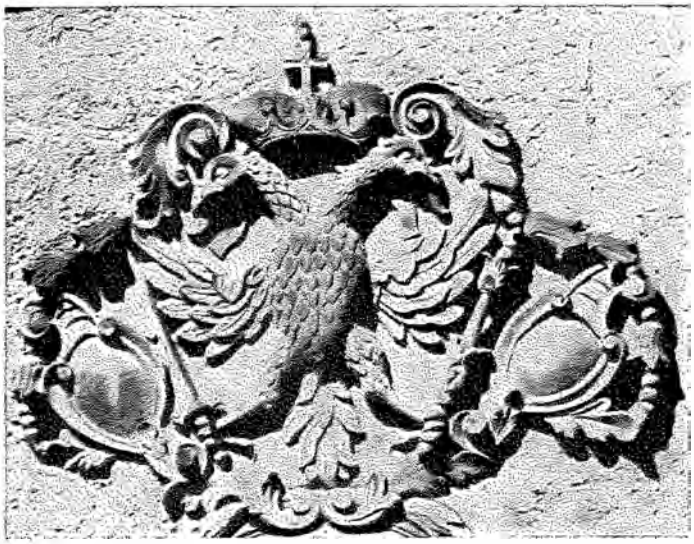
Sülchgauer Altertumsverein

Rottenburg a. N.



Jubiläums-Schrift

1952

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Gesamtherstellung Tübinger Chronik, Druckerei- und Verlagsgenossenschaft eGmbH

INHALT

Gedenkblatt 4

1. Geleitwort. Von *H. H. Freiherr von Ow-Wachendorf* 5

2. Aus Belsen, ein volkskundlicher Beitrag. Von *Prof. Dr. Goeßler, Tübingen* 7

3. Eine Goldschmiedearbeit aus der Zeit der Erzherzogin Mechthild. Von *Kustos Anton Pfeffer, Rottenburg* 10

4. Zur Geschichte der Papiermühle Rottenburgs und ihrer Wasserzeichen. Von *Dr. Karl Theodor Weiß † und Dr. Wisso Weiß, Erfurt* 15

5. Aus der Geschichte des Johanniterordens. Von *Reg.-Dir. i. R. Michael Walter, Rangendingen* 34

6. Rottenburger Klöster. Von *Archivrat Dr. Eugen Stemmler, Ludwigsburg-Rottenburg* 49

7. Der Stadtwald, Rottenburgs Kleinod. Von *Rektor Otto Wetzel, Rottenburg* 62

Die Beiträge 2, 3 und 4 sind Erstveröffentlichungen, 5, 6 und 7 sind der Heimatbeilage der Rottenburger Post (Schwäbisches Tagblatt, Tübingen) entnommen. Beitrag 7 ist ein Ausschnitt aus einer rechts-, wirtschafts- und siedlungsgeschichtlichen Studie über das große Waldgebiet Rammert, die der Verfasser 1948 dem Sülchgauer Altertumsverein übergab.

Die Bilder zu Beitrag 6 befinden sich im Priesterseminar, im Sülchgauer Altertumsmuseum, im Diözesanmuseum, im Stadtarchiv und in Hemmendorf. Das Adlermotiv stellte Dr. Dr. Merkle, Hirschau, zur Verfügung, den Druckstock zur ehemaligen Papiermühle die Rottenburger Druckerei. Die Waldkarte ist Eigentum der Stadtgemeinde Rottenburg.

Hans Carl Freiherr von Ow-Wachendorf

geboren 1. Mai 1814, gestorben 27. November 1882

Gründer des Sülchgauer Altertumsvereins

Er war — wie der „Schwäbische Merkur" in seinem Nachruf auf den Tod des Freiherrn v. Ow 1882 schrieb — „eine Persönlichkeit, die zu den seltenen Erscheinungen gehörte. Diese kräftige ritterliche Gestalt, die mit dem Adel des Geistes und des Herzens noch weit über dem Geburtsadel stand, barg in sich einen nie ruhenden Geist, dem die Arbeit ein Bedürfnis war, und ein Gemüt, das für alles Schöne und Erhabene erglühte..." Besondere Verdienste erwarb er sich auch um die Landwirtschaft, und die Bebauung seiner Güter war stets unbestritten eine mustergültige. Als ritterschaftlicher Abgeordneter für den Schwarzwaldkreis gehörte er der Abgeordnetenkammer zu Stuttgart 1851—1861 an.

Zum Geleit

Anläßlich des 100jährigen Bestehens des Sülchgauer Altertumsvereins überreicht der Verein seinen Mitgliedern wieder eine Jahresgabe.

Sie möge Zeugnis davon ablegen, daß der Verein nach 100jährigem Bestehen nach wie vor seiner Aufgabe gerecht wird, die historischen Schätze der Gegend zu hegen und zu pflegen.

Die 100 Jahre des Bestehens des Vereins fallen in eine bedeutsame, ja erschütternde Geschichte des deutschen Volkes, in eine Zeit gärenden Drängens mit blühendem Aufschwung in der ersten Hälfte, in der zweiten in eine Zeit jähen Zusammenbruchs.

In solcher Zeit, wo alle Kräfte aufs höchste zur Erhaltung der Existenz angespannt sind, ist es nicht immer leicht, das Interesse zur beschaulichen Betrachtung der Vergangenheit wachzuhalten. Und doch ist es dem Verein gelungen, hinweg über die Stürme der Zeiten blühend und kräftig zu bleiben.

Dies verdankt er in erster Linie den Bestrebungen einer Zahl bedeutender und trefflicher Männer, die ihre Kräfte für die Zwecke des Vereins zur Verfügung gestellt haben und die zu erwähnen heute freudige Pflicht ist.

Gegründet wurde der Verein im Jahre 1852, zunächst als „Hohenberger Altertumsverein", vom Freiherrn Hans-Carl von Ow, einem unermüdlichen Heimatforscher unserer Gegend. Ihm zur Seite stand Domkapitular Jaumann, dessen Bild in der Sammlung des Vereins pietätvollst aufbewahrt wird. Freiherr Hans-Carl von Ow leitete den Verein 30 Jahre lang. Auf seine Anregung hin und durch seine eifrige Propaganda wurde der im Eigentum des Vereins befindliche Turm auf der Alt-Rotenburg (Weilerburg) im Jahre 1874 erbaut. Nach seinem Tode übernahm Domkapitular Dr. von Rieß die Leitung. Es wurden Versammlungen nicht nur in Rottenburg, sondern auch in Reutlingen abgehalten. Im Jahre 1890 wurden die „Reutlinger Geschichtsblätter" Mitteilungsblatt des Vereins. Nach dem Ableben des Dr. von Rieß übernahm Domkapitular Stiegele die Vorstandschaft. Der Verein erhielt die Rechte eines eingetragenen Vereins. Von 1903—1913 war Domkapitular Dr. von Herter Vorstand und fanden Versammlungen von da ab abwechselnd in Rottenburg, Horb, Tübingen und Reutlingen statt. Als Kustos der Sammlungen entfaltete Dr. Paradeis eine eifrige Tätigkeit, und wuchsen dieselben in seiner Hand zu größeren Beständen, für welche die Stadtgemeinde Rottenburg die Zehntscheuer in anerkennenswerter Weise zur Verfügung stellte.

Auf Domkapitular Dr. von Herter folgte als Vorstand Dr. Sproll, der wegen seiner späteren Ernennung zum Bischof genötigt war, die Vorstandschaft an Generalvikar Dr. Kottmann abzugeben, welcher dieselbe bis zur Übernahme durch den Unterzeichneten im Jahre 1936 innehatte.

Es darf jedoch hier nicht nur der dahingegangenen Vorstände in Dankbarkeit gedacht werden, sondern auch derjenigen Mitarbeiter, die ihre Kräfte dem Verein in hervorragendem Maße zur Verfügung stellten. Insbesondere ist hier zu erwähnen der langjährige Bearbeiter der „Reutlinger Geschichtsblätter", Pfarrer Dr. Duncker, dann Herr Prof. Nägele, der im Ausschuß stets eine ausschlaggebende Rolle spielte, ferner Herr Stadtpfarrer Bossert in Horb, Prof. Manfred Eimer in Tübingen und Wilhelm Schäfer in Rohrdorf.

Von den Lebenden aber, die wir glücklicherweise noch zu den Unseren zählen können, muß mit höchster Anerkennung eines Gelehrten von internationalem Ruf, nämlich des Herrn Professors Dr. Goeßler, gedacht werden, des langjährigen II. Vorsitzenden des Vereins. Ferner nennen wir Herrn Oberlehrer Buhl, der uns mit einer Fülle heimatkundlicher Aufsätze beschenkt hat, und die Herren Rektor Wetzel und Custos A. Pfeffer. Endlich seien in Dankbarkeit erwähnt die Schrift- und Geschäftsführer des Vereins, die ihre Zeit ehrenamtlich demselben zur Verfügung gestellt haben und notwendige Arbeiten leisten, die zur ordnungsmäßigen Geschäftsführung gehören: u. a. nennen wir die Herren Baertle, Weiß, Stemmler, Wütz und Fuchs, ganz besonders aber Architekt Lütkemeier. Ihnen allen sei herzlicher Dank und Anerkennung ausgesprochen.

Wenn es die Pflicht des Vereines ist, Forscher auf dem Gebiet der Heimatkunde heranzuziehen und ihre Werke weiteren Kreisen zugänglich zu machen, so ist der Verein jedenfalls in dieser

Beziehung seiner Aufgabe gerecht geworden. Wieviel genuß- und lehrreiche Stunden haben die Mitglieder den Vorträgen dieser Herren zu verdanken, wie sehr ist ihnen die Heimat durch sie erschlossen worden!

Für ausgedehnte Bestrebungen, wie sie einem geschichtlichen Lokalverein obliegen, sind die Mitgliedsbeiträge gewöhnlich unzulänglich. Um so mehr ist es anzuerkennen, daß die staatlichen und die Kommunalbehörden durch Zuschüsse die Bestrebungen des Vereins bestens unterstützt haben.

Wenn nun der Verein in das zweite Jahrhundert seines Bestehens eintritt, so erwarten ihn hier um so größere Aufgaben, als gerade in Zeiten politischer Hochspannung die Vergangenheit und die Geschichte der einzige Hort sind, an dem der gesunkene Mut wieder erstarken und sich wieder aufrichten kann. Es ist daher zu hoffen, daß dem zweiten Jahrhundert gelinge, was dem ersten noch nicht vergönnt war, nämlich die Bestrebungen des Vereins volkstümlich zu machen, um ihren Segen weiteren Kreisen zugute kommen zu lassen.

Eine Fülle von Aufgaben gilt es weiterhin zu bewältigen: Gründung von Heimatmuseen, Sammlung und Pflege geschichtlicher Denkmäler, Ordnung von Archivalien usw. Dabei hoffen wir auf eine ruhigere Zeit ohne die heutigen Ablenkungen und Nöte, ohne Wohnungsnot und Kriegsgefahr.

Möchte es trotz aller Schwierigkeiten dem Verein gelingen, seiner höchsten Aufgabe gerecht zu werden, nämlich die Ehrfurcht vor der Arbeit unserer Ahnen und die Liebe zur Heimat zu wecken!

H. H. Freiherr von Ow-Wachendorf, erster Vorstand

Aus Belsen, ein volkskundlicher Beitrag

VON PROF. DR. GOESSLER

Nicht als neuen Fund bzw. als neue Entdeckung, sondern mehr mit der Bitte um prüfende Stellungnahme möchte ich eine kleine Beobachtung in der Umgebung eines alten Kirchleins mit ehrwürdiger Vergangenheit samt einem Deutungsversuch vorlegen. Bewährt sich dieser durch weitere Parallelen, so fällt damit Licht auf die Volkskunde des Heiligen.

Der Fund ist gemacht worden in nächster Umgebung des an ungelösten Fragen so reichen Baudenkmals am Fuße des Dreifürstensteins, der Belsener Kapelle, heute Dorfkirche des kleinen Dorfs. Von Hause aus handelt es sich um ein bescheidenes Kaplaneigebäude, dessen zugehörige Kirche die Mössinger Urkirche war, errichtet am ehemaligen Sitz einer Malstätte des Hattun-Huntare-Gaus und den Apostelfürsten geweiht.

Eigenartig ist weiter, daß das Gelände um die Kapelle dank seiner bevorzugten Lage in früher deutscher Zeit zum zehntfreien und vom Flurzwang befreiten Fronhof innerhalb Etters gehört hat. Das beweisen die hier vorkommenden Flurnamen, wie „Breite" bzw. „Steinsbreite" und „Brühl".

In der Umgebung sind da und dort Funde gemacht worden, die zum Teil noch der Deutung harren. Einer davon soll hier in einen geschichtlichen Zusammenhang gestellt werden. Seit seiner Entdeckung im Jahre 1884 ist nichts weiter über ihn bekannt geworden, außer der Erstnotiz, welche die Albvereinsblätter aus der Feder ihres der Pflicht gegenüber der Wissenschaft sich stets bewußten Herausgebers Eugen Nägele — in fünfzig Jahren nie versäumt! — 1893 (5. Jahrgang) Seite 209 mit Abb. Seite 210 gebracht haben. Derselbe schreibt dazu, daß den zwei Tübingern, dem Indologen Rudolf Roth und dem in der Gegend von Rottenburg (Sumelocenna) archäologisch sehr tätigen General Kallee, 50 Schritte südlich der Kirchhofmauerecke eine alte, gut ausgemauerte Zisterne bekannt geworden war. Im Jahre 1884 ließen sie die Zisterne ausgraben. Auf dem Grunde fanden sie einen wohlerhaltenen kupfernen Kessel mit eisernem Traghenkel und daneben drei wenig beschädigte Tongefäße samt dem Rest eines vierten, einem kragenartigen Ausguß eines Krugs. Ob die Zisterne für den Wasserbedarf der Kapelle benützt wurde, wie Nägele vermutet, erscheint mir fraglich, vor allem, weil in diesem Fall die gute Erhaltung der Tongefäße auffallend wäre. Es scheint vielmehr die Frage berechtigt, ob es sich nicht um eine Grube eigens für die Bergung der Gefäße handelt, auf deren Erhaltung besonderer Wert gelegt wurde. Jedenfalls kann die Grube zur Zeit, da man die Gegenstände in ihr — offenbar sorgfältig — barg, kein Wasser gespeichert haben.

Kupferkessel mit eisernem Traghenkel aus Belsen
Maße: 15,5 cm hoch; mit Henkel 26 cm hoch

Über die Datierung der Gefäße kann kein Zweifel sein. Sie gehören frühestens ins hohe deutsche Mittelalter, wie schon Nägele erkannt hat. Ich bin auf den Fund, der mir aus der Publikation Nägeles gut in Erinnerung war, wieder aufmerksam geworden. Die Enkelin Roths, Frl. Dora Vierordt, Tübingen, legte mir den von ihr in dankenswerter Weise der Tübinger Städt. Sammlung überlassenen Bronzekessel vor einigen

Jahren vor mit der Frage, ob er einst als Weihwasserbecken gedient haben könne. Ich erinnerte mich sofort an die AVB. a. O. S. 210, abgebildete Zeichnung Kallees und konnte ihn daher mit dem Belsener Zisternenfund vom Jahre 1884, dessen Herkunft in Vergessenheit geraten war, identifizieren. Die Tongefäße sind leider verschollen. Die Frage von Frl. Vierordt konnte ohne weiteres von mir bejaht werden.

Der Tragkessel ist ein gehämmertes kupfernes Gefäß von Kesselform mit vertieftem Kugelboden, verstärkt durch ein breites eisernes Band um den Rand und daran in Schlaufen eingehängt ein eiserner Traggriff, wie man solche Kessel immer wieder in Kirchen für die öffentliche Darbietung des geweihten Wassers, als Weihkessel oder als tragbaren Sprengkessel, antrifft. Es ist selbstverständlich von Hause aus eine profane, sehr langlebige naturgegebene Form etwa für den Gebrauch zunächst in der Küche und anderen Dienst im Haushalt.

Die mitgefundenen Tongefäße geben die Möglichkeit der Datierung des ganzen Fundes, und zwar um so genauer, als Tonware gegenüber der Metallware vergänglich, daher ihre Vergrabungszeit nicht allzu weit von ihrer Formung entfernt ist. Sie sind leider, wie oben gesagt, nicht mehr erhalten. Daher ist auch über die von Nägele berichtete Besonderheit, daß sie oben dünne Löcher, offenbar zum Aufhängen an Schnüren, hatten, wodurch man ihren Inhalt, wie Milch, vor Ratten und Mäusen in Kellern zu schützen pflegte, nichts Genaueres zu sagen. Es handelt sich im einzelnen um drei ganz erhaltene Tongefäße mit Standboden: 1. urnenartiger henkelloser Topf (Abb. 1) mit dem häufigen, stark unterschnittenen Randprofil, das wir als „gotisch" zu bezeichnen pflegen, das aber an sich durch mehrere Jahrhunderte, von der staufischen Zeit an bis ins 17. Jh. hinein, vorkommt; der Bauch umfaßt ein in den ungebrannten Ton geritztes horizontales mehrliniges Band; 2. zwei Henkeltöpfe (Abb. 2, 3) (einhenklige Krüge), deren einer zwischen Ausguß und Griffansatz eine kragenartige Verstärkung hat (Abb. 2). Endlich der bereits genannte Rest eines solchen Kragens unter dem zylindrischen Ausguß. Die fortgeschrittenen Formen und die anscheinend gute Brennung legt die Datierung ins 16. Jahrhundert nahe.

Auffallend ist, wie bereits angedeutet, die gute

Zisternenfunde von Belsen
Drei Tongefäße. Da verschollen, sind die genauen Maße unbekannt
Siehe Albvereinsblätter 5, 1893, S. 210

Erhaltung der Tongefäße, nicht bloß des Kessels, bei der Auffindung. Sie sind in dem Versteck so gut wie intakt geblieben. Der Tübinger Orientalist und Volkskundler Prof. E. Meier hat bereits in seinen „Deutschen Sagen aus Schwaben" 1852 S. 296, wo er von „heidnischen" Bildern an dem Belsener Kirchlein mit dem Bild des kleinen und des großen „Bel" spricht, berichtet, daß man einige Jahre vorher ganz in seiner Nähe einen schön ausgemauerten Brunnen entdeckt, aber nicht ausgegraben habe; man habe die Steine nur sechs Schuh tief ausgegraben und in Belsen verbaut; die Steine seien gleich denen an der Kirche gewesen. Es ist kein Zweifel, daß diese Notiz Roth und Kallee zum Nachsuchen und Ausgraben veranlaßt hat.

Ausgehend von der auffallend sorgfältigen Bergung der Gefäße in der Nähe des Kirchleins möchte ich die Deutung — sie mit der versuchten Datierung (16. Jahrhundert) kombinierend — zur Debatte stellen, daß es sich hier um die Vergrabung von Gebrauchsgefäßen des katholischen Kults im 16. Jahrhundert handelt, indem ja in Belsen das Kirchlein bald nach der Reformation den Evangelischen gedient hat; s. darüber Oberamtsbeschreibung Rottenburg II 264 f. Der Kessel hat gedient für Weihwasser, der henkellose Topf für die Aufstellung von Blumen auf dem Altar, und die Henkelkrüge für die Einfüllung geweihten Wassers aus dem dafür gebrauchten Behälter (aus Holz?) in den zur Benützung aufgehängten Kessel.

Wer hat nun die ausgebrauchten Gefäße vergraben? Der altgläubige oder der protestantische Pfarrer bzw. Mesner? Jedenfalls haben beide die Gefäße respektiert, wenn auch aus der verschiedensten Stellung dazu, einig aber im Stillen, nichts unnötig zusammenzuschlagen. Der Altgläubige ehrte die kultischen Gefäße, dazu auch noch vielleicht mit dem verborgenen Gedanken, daß ihre Zeit wiederkommen könnte. Der Protestant aber wollte sie durch Vergrabung sicherstellen, damit sie nicht wiederkehren und zugleich ihnen die Wirksamkeit nehmen, wobei jedoch eine Zertrümmerung die bäuerliche Sparsamkeit und Pietät zugleich verboten. Weitere Motive für die Haltung mag sich die Phantasie ausmalen. Es will mir scheinen, daß hier eines der wenigen bekannten Beispiele der Auswirkung der Reformation des 1. Drittels des 16. Jahrhunderts auf dem Lande vorliegt, aus dem wir allenfalls einen tiefen Blick in das Volksleben tun können. Weiteren Beispielen nachzugehen, ist eine schöne Aufgabe der religiösen Volkskunde.

Grabdenkmal von Augustin von Moersberg in Hemmendorf *(Siehe Seite 45)*

Eine Goldschmiedearbeit aus der Zeit der Erzherzogin Mechthild

Der Kreuzpartikel der Domkirche *

VON ANTON PFEFFER, KUSTOS

Das in diesen Blättern erstmals den Kunst- und Heimatfreunden unterbreitete goldschmiedische Kleinod stammt aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Es ist ein Kunstwerk, dem aus dieser Zeit auf schwäbischem Boden wenig an die Seite zu setzen ist. Und da die Erzherzogin Mechthild 1482 starb, geht der Kreuzpartikel auf alle Fälle in diese Zeit zurück. Die große pfalzgräfliche Kunstförderin kann freilich nicht als Stifterin nachgewiesen werden. Aber die kostbare Arbeit läßt wenigstens an sie denken, zumal sie ja 1474 für die damalige Martins- und heutige Domkirche für 425 Gulden den gotischen Altarschrein aus der Hand der Meister Rebmann, Nürnberg, und Schüchlin, Ulm, stiftete [1].

Freilich hat der Kreuzpartikel im Lauf der Jahrhunderte schwer gelitten; vor allem durch robust ausgeführte Zinnbelötungen, aber auch durch Zerbeulungen, Einbruchstellen, Löcher und dergleichen. Trotzdem ist noch der oberrheinische Einschlag der Arbeit zu erkennen, wenn auch noch nicht im Letzten ermittelt. Namentlich seit den Arbeiten Köpfs weiß man um die Heranziehung von Künstlern aus der Heimat der Erzherzogin nach Rottenburg und Umgebung. Bis nach Urach hinüber läßt sich deren Spur verfolgen.

Und nun fällt hinsichtlich des Aufbaus sofort in die Augen, daß man es mit zwei verschiedenen, klar gegeneinander abgegrenzten Raumkörpern zu tun hat, die in gewissem Abstand je der Gotik angehören.

Indessen herrscht im Flächendekor des Fußes, des Schaftes und des Nodus schlicht und ausschließlich die Dreipaßform und das Fischblasenmotiv vor; in der bekrönenden oberen Kreuzform aber ebenso klar z. B. das Formelement des „Eselsrückens", daß man Professor Dr. Tüchle recht geben möchte, wenn er annimmt, der Kreuzpartikel sei aus zwei, zeitlich verschieden datierbaren Teilen zusammengesetzt. Die Kreuzform und ihr Schmuck führt somit an die Zeit von 1500 heran.

Der das Ganze krönende, besonders ins Auge fallende Pelikan geht auf eine spätantike Fabel zurück. Nach dieser reißt sich der Pelikan die Brust auf, um seine Jungen zu nähren.

Ein Gegenwartskünstler könnte die bezüglich dieses Vogels vorliegende „zoologische Momentaufnahme" nicht packender wiedergeben: den jäh abwärts stoßenden, die Brust aufreißenden Schnabelhieb, sodann die so lebendige, und doch so formschöne Flügelspannung; der Vogel scheint sein Blutopfer mit dem Schlagen der Flügel begleiten zu wollen.

Am oberen Ende des Kreuzreliquiars erhebt sich, nur 2 cm hoch, das Brustbild des Schmerzensmannes, in zartester, ohne Lupe schwer studierbarer Ausführung. Wundervoll ist die Modellierung der Brust, des Thorax, obwohl kaum 10 mm groß. Das Bildwerk erhebt sich auf dem Deckel der scharf horizontal gegebenen Grabkufe. — Auf ähnliche Zusammenhänge verweist schon Detzel in seiner „Ikonographie". Sodann hat in unseren Tagen D. Dr. Merkle in seinen kunst- und heimatwichtigen Beiträgen, vor allem über die Schmerzensmannbilder in Sülchen und Hirrlingen, uns das Thema näher gebracht („Rottenburger Post" vom 21. März und 7. Juli 1951). Bei unserem Bilde weist die rechte Hand auf die Seitenwunde, während die Linke mit dem Wundmal erhoben ist; in Hirrlingen ist der Vorgang gerade umgekehrt. Der Schmerzensmann in Sülchen hebt beide Hände empor.

Dem Motiv des Schmerzensmannes entsprechen am unteren Ende „die Waffen Christi", das sind die Leidenswerkzeuge des Heilandes. Ganz zu unterst ist der Schädel Adams angebracht, „dem Gott am Kreuz das Leben gab", wie in ähnlichem Zusammenhang unter einem Bild im Dom zu Chur zu lesen.

Überaus edel ist wieder die Mutter Gottes

---

* Photos: D. Dr. Merkle, Hirschau

[1] Über diesen und andere Rottenburger Altäre der Zeit von 1474—1693 s. Mina Voegelen, Sonderabdruck aus dem „Schwäb. Merkur", Nr. 476 vom 10. Oktober 1929. — S. auch „Kunstrundschau", 1936, Heft 10.

Gesamtansicht des Kunstwerks

Der Pelikan als Bekrönung

am Ende des linken Querbalkens geformt: ihre innig erhobenen Hände wölben sich wie eine Brücke des Gebets empor zu Gott, ein Motiv, dem nachzugehen hier zu weit führen würde. Johannes Evangelist aber erhebt in fast jäher Bewegung den Kopf empor zum Schmerzensmann. Diese Brustbilder der Vorderseite wachsen aus kunstvoll geschlungenem Band- und Rankenwerk heraus, während der Nodus mit Rosetten geschmückt ist.

Auf der Rückseite beobachtet man, und zwar vor allem bei Johannes dem Täufer, ebenfalls eine bestimmte Eindringlichkeit in Blick und Gebärde. Gerade hier ist nichts von schwäbischer geruhsamer Gelassenheit zu spüren. Johannes der Täufer ist als Kniestück auch größer als die übrigen Halbfiguren der Rückseite und in sicherer Gravierarbeit in den goldenen Hintergrund eingeschrieben. Alle Figuren der Rückseite wachsen aus Wolkenkrausen empor.

Diese Johannesgestalt zwingt als Bildelement am Kreuzpartikel der Domkirche zum Hinweise darauf, wie überaus volkstümlich dieser Heilige gerade auf Rottenburger Boden war. Man denke nur an die „Hinrichtung des Engelmanns", ein Johannesspiel, in welchem nach Birlinger „christliche und heidnische Opfervorstellungen durcheinander klingen". Der Degenträger bei der Hinrichtung des „Engelmanns" sang ein besonderes Johanneslied. Schade, daß der Text von Lied und Spiel nicht mehr auf uns kam. Auch der denkwürdige Trunk vor den Häusern im Freien am Johannestag gehört hierher. Kurz, die ganze Stadt stand einst in dessen Zeichen; die Bewohner der oberen Gasse und die Spitalinsassen wurden am Johannesabend besonders bewirtet[2].

[2] Der Brauch des „Engelmannköpfens" wurde vom altwürttembergischen Rottenburger Oberamtmann Marz abgeschafft, als Rottenburg 1806 württembergisch wurde. Ähnlich gingen die Oberamtsvorstände in Ellwangen, Gmünd und anderen katholischen Städten vor; sie zerstörten dabei z. T. uraltes, kultur- und heimatgeschichtlich gleich wertvolles, tief im Volksbewußtsein wurzelndes Brauchtum, dessen Verlust namentlich in Gmünd schmerzlich traf. (OAB.) — Am ausführlichsten ist unser Johannesspiel in der „Sülchgauer Scholle" vom 27. Juni 1931, Nr. 6, behandelt. Was vom Texte veröffentlicht ist, hat keinen tieferen Inhalt. — In diesem Zusammenhang ist bezüglich des heidnischen Einschlags des Johannes-

Der hl. Johannes d. T.: Hauptfigur der Rückseite

Zuoberst am Längsbalken sehen wir das Brustbild der hl. Apollonia mit der hohen Krone des 15. Jahrhunderts, mit aufgelösten Haaren und ihren Attributen; vor allem deutlich erkennbar ist die Zange mit dem Zahn in der linken Hand; auf dem rechten Querbalken ist die hl. Elisabeth mit Krug und Brot dargestellt, wenn letzteres kein Fisch ist, angesichts der Kleinheit der Darstellung. Die eigenwillige Formgebung läßt unsere Heilige ihre Attribute mit nach links und rechts erhobenem Arm zeigen, also im Akte des Schenkens.

Die Figur im linken Querbalken trägt in der Linken einen Kreuzstab, in der Rechten einen schwer zu deutenden Gegenstand, aber wohl ein Buch. Der Kreuzstab im Zusammenhang mit der jugendlichen Darstellung ließ von Anfang an an den Apostel Philippus denken, und er ist es wohl auch.

Jedenfalls treten diese drei Figuren gegenüber der Johannesgestalt der Rückseite zurück. Nun aber war lt. „OAB", II, S. 59, Konrad Stahler von 1343—1403 Kirchherr in Sülchen und Inhaber der Pfründen der Altäre zu Ehren der „hochgeborenen, königlichen Mutter Maria, St. Johannes Evang., St. Johann Baptista, St. Dorothea und St. Veits, des hl. Märtyrers". Wie Rektor Wetzel, dem wir diesen Hinweis verdanken, dazu feststellte, sind in der „Frauenkapelle", der späteren Marktkirche zu Rottenburg, der heutigen Domkirche, 1338 ebenfalls je ein Altar zu Ehren des hl. Johannes Evång. und St. Johannes Baptista geweiht, was uns gerade in diesem Zusammenhang wichtig erscheint.

Titularheiliger, Patron der Sülchenkirche als Pfarr- und Taufkirche war ursprünglich der hl. Martinus, begreiflich im Zusammenhang mit der fränkischen Missionierung unserer Gegend. Wenn also in Kepplers „Kunstaltertümer" Johannes der Täufer schlechthin als Patron der Sülchenkirche angegeben ist, so ist das mindestens ungenau. Johannes Baptista ist Patron in Sülchen, aber erst um 1500[3]. Die Verhandlungen in Sachen der Erhebung der Marktkirche in Rottenburg zur

spiels von Interesse, daß es nach Birlinger noch im 12. Jh. im rechtsrheinischen Alemannien Gemeinden gab, die nicht missioniert waren. Wie lange sich vorchristliches Brauchtum erhielt, zeigt der „Calwer Jahrtag" der Wurmlinger Kapelle, der als uraltes Opfermahl sich mit seinen Tierhäuptern, seiner obligaten Stierhaut u. a. m. bis ins 16. Jh. hinein erhielt.

[3] Im handschriftlichen Bande der Haßlerschen Chronik (Archiv der Dompfarrei) befindet sich S. 272 die Notiz: „1513 wurde sie (die Kirche zu Silchen) erneuert und dem hl. Johannes d. Täufer zu Ehren geweiht. Dieses beweist die Inschrift am Gewölbe im Chor ober dem Hochaltar." — Nach derselben Quelle hatte der Benefiziat von Sülchen das Leichenbegängnis- und Einsegnungsrecht.

Die Schmerzensmutter: Vorderseite, l. Balken

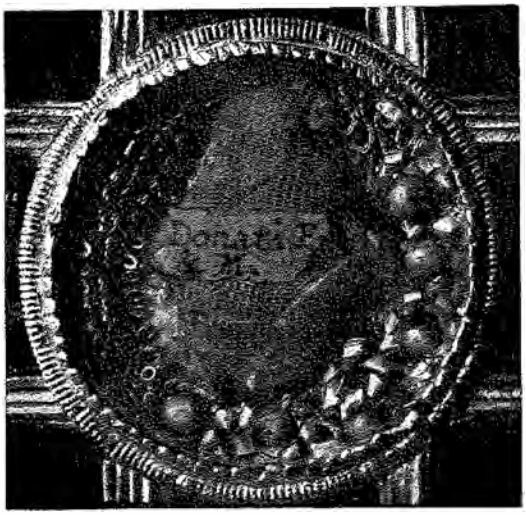
Die hl. Apollonia auf der Rückseite

Pfarrkirche an Stelle der Sülchenkirche zogen sich von 1456—1470 hin und begannen 1456 mit der Einverleibung der Pfarrkirche zu Rottenburg in die neu gegründete Universität Freiburg. Die alte Sülchenkirche sank von jetzt an zur Filialkirche herab (OAB II S. 60). 1477 stiftete dann die Erzherzogin den schon genannten, prächtigen gotischen Altarschrein für die zum Pfarrsitz erhobene Markt- und nun Martinuskirche. Die Erzherzogin hatte den Werdegang miterlebt und sozusagen mit der Altarstiftung bekrönt. Diese Rangerhöhung ihrer bisherigen Hof- und Residenzkirche, wie man wohl sagen darf, könnte auch zur Stiftung eines neuen Kreuzpartikels mit Anlaß gegeben haben, wenigstens des oberen Teils, der ein einstiges Ostensorium bekrönte. Sei dem wie ihm wolle: St. Johannes Baptista hatte in beiden Kirchen Altäre; er tritt bei der Verlegung des Pfarrsitzes nach Rottenburg in den Jahren der Entstehung unseres Kreuzpartikels in den Vordergrund; er wird in Sülchen geehrt dadurch, daß er Titelheiliger wird; er war weiter in Rottenburg überaus volkstümlich. Diese Tatsachen stehen fest; sie mögen mit Anlaß gewesen sein, Johannes Baptista zur Hauptfigur der Rückseite unseres Kreuzpartikels zu machen. Er erscheint wie ein Gruß an die einstige Taufkirche in Sülchen und ihren Patron.

Der aus zwei Teilen zusammengesetzte Kreuzpartikel läßt nach Professor Dr. Tüchle hinsichtlich seiner Kreuzform jener Zeit gedenken, da man Sonntag für Sonntag in Prozession auszog, um die Fluren zu segnen. Erst als der Wettersegen in der Kirche gegeben wurde, war eine Standform nötig. In der Tat dürfte das Kreuz, das unseren Partikel krönt, ursprünglich an der Brust getragen und erst später durch den Fuß eines Ostensoriums die Standform erhalten haben.

Der genannte Gelehrte sieht eine einleuchtende Anordnung der Figuren der Rückseite auch darin, daß Johannes d. T. Hauptfigur ist. Im Sinne der Heiligenlitanei kommt nach Johannes d. T. unser Apostel Philippus; nach ihm die Vertreterin der Märtyrer, die hl. Apollonia; endlich in der hl. Elisabeth der Stand der Witwen. So ergibt sich eine zwanglose Anordnung der Figuren der Rückseite in der Richtung des Uhrenzeigers.

Im übrigen können diese Heiligengestalten auch Stifterheilige sein, die außer dem hl. Johannes auf dem Kreuzpartikel mit geehrt werden sollten. Man denke in diesem Zusammenhang z. B. an das reizvolle Hausaltärchen, das der Meister von Meßkirch 1532 aus Anlaß der Hochzeit des Zollergrafen Jos Niklas mit der Gräfin Anna von Zimmern, der Tochter Gottfried Werners v. Zimmern-Meßkirch, hatte fertigen lassen. Auf diesem Altärchen treten die Patrone der Stifter ebenfalls stark in den Vordergrund.



Die Donatus-Reliquie

Kurz vor Abschluß dieser Arbeit ergab sich noch ein neuer bemerkenswerter Zusammenhang durch die Reliquie des hl. Donatus auf der Rückseite des Kreuzpartikels im Schnittpunkt der Achsen. Dessen Kult führt nämlich in die Barockzeit hinein, wie Dr. Tüchle feststellte und Dr. Merkle von der Fassung her ermittelte. Damit bekommt aber auch die auf der Unterseite des Fußes stehende Zahl „1670" als Restaurierungstermin ihren Sinn und Zusammenhang.

Wenn man nämlich in den einschlägigen Werken der Verehrung dieses Wetterheiligen nachgeht, wurden die Gebeine des hl. Donatus in den Katakomben, näherhin im Cömeterium der hl. Agnes entdeckt und im J. 1652 ins neugegründete Jesuiten-Kollegium zu Münstereifel übergeführt. Man kann sich denken, welche Beachtung diese Ausfolgung der Gebeine eines Märtyrers der Urkirche im Jesuiten-Orden, also auch im neugegründeten Jesuiten-Kollegium in Rottenburg fand. Nicht umsonst sagt Dr. Tüchle in einer Zuschrift an den Verfasser: „Ich könnte mir gut denken, daß die Rottenburger Patres der Pfarrkirche die Donatusreliquie vermittelt und geschenkt haben, um gute Beziehungen zur Pfarrgeistlichkeit zu erhalten. Den Kreuzpartikel selber würde ich nicht zur Jesuitenkirche, sondern nur zur Pfarrkirche rechnen." Dieser Standpunkt wurde oben zu erläutern versucht.

„Wenn man also annimmt, daß die Donatusreliquie etwa im Jahre 1670 in den Kreuzpartikel eingefügt wurde, so ergibt sich", wie Dr. Tüchle weiter vermerkt, „nur die Frage, wie der rückseitige Verschluß des Kreuzpartikels vorher ausgesehen haben mag. Das Ganze würde zu meiner Ansicht passen, daß die Zusammenfügung der beiden aus verschiedenen Jahrzehnten stammenden Teile etwa gleichzeitig mit der Einfügung der Donatusreliquie im Jahre 1670 geschah."

Noch bleibt zu sagen, daß der hl. Donatus in verschiedenen Gegenden Deutschlands als Wetterpatron verehrt wird. Im Allgäu wird er z. B. in Ratzenried, Kr. Wangen, um seine Fürbitte angerufen. (Mitteilung von Dompfarrer Msgr. Schupp.)

Doch wieder zurück zu unserem Kreuzpartikel als Kunstwerk. Um zu zeigen, wie das Ganze gebaut war und Schaden gelitten hatte, sei kurz bemerkt: die Figuren-Bruststücke sind wie der Pelikan gegossen und ziseliert; der Knauf wieder getrieben und graviert; ähnlich der Fuß mit der zarten Flächenzier: Dreipaßmuster im Wechsel mit dem Fischblasenmotiv.

Im Querbalken des Kreuzes und im senkrechten unteren Balken befinden sich Reliquien. Die Reliquien im oberen Teile dürften einer der früheren unbeholfenen Restaurierungen zum Opfer gefallen sein. Schwer war der Kreuzkörper durch Zinnverlötungen am Profilrand verunstaltet. Eingebeulte Stellen wurden ausgerichtet. Am figürlichen Schmuck der Vorderseite galt es ebenfalls, die üblen Zinnverlötungen zu entfernen und die eingelegten Plättchen der Rückseite auszubeulen — alles Beweise, durch welche Schicksale das Kunstwerk im Laufe der Jahrhunderte ging. Nicht genug der Alters- und Schicksalsbelege! Der Teil zwischen Knauf und Kreuz zeigte förmliche Löcher. Der Knauf war z. T. zusammengedrückt. Der Pelikan hatte ebenfalls grobe Zinnverunreinigungen erlitten. Zum Umhängen des Kreuzpartikels war auf der Rückseite eine Art Löffelstiel benützt worden, eine unmögliche spätere Lösung! Kurz, an der an sich ausgezeichneten Goldschmiedearbeit hatten sich Unberufene schwer vergangen, und es ist ein Verdienst des Dompfarramts, eine gewissenhafte, alles Originale schonende Konservierung veranlaßt zu haben (Emil Forster). Im übrigen wurde das Kunstwerk vorsichtig abgeschliffen, mit der notwendig gewordenen Feinsilberauflage versehen, schließlich in den ursprünglich vergoldeten Teilen neu feuervergoldet, so daß buchstäblich ein Eindruck erzielt wurde, wie er einst vor bald 500 Jahren Auge und Herz erfreut haben mag und heute neu erfreut, wenn bei den Öschprozessionen an den Evangelienstationen des Sülchengrundes mit dem funkelnden Kleinod der Segen gegeben wird.

An gotischen Goldschmiedearbeiten, die regional in diesen Zusammenhang gehören, sind noch die silbergetriebenen prachtvoll aus einem schraubenförmig aufwärts geführten Motiv entwickelten gotischen Meßkännchen zu nennen, die bis 1911 der Stolz der Horber Stadtpfarrkirche waren, dann aber infolge ungünstiger Umstände in Staatsbesitz nach Stuttgart, ins „Landesgewerbe-Museum" gelangten. 10 000 Goldmark wurden einst dafür bezahlt. Privaterseits war ungleich mehr geboten worden. (Bildhauer Klink, der inzwischen verstarb, sich aber gerade um die Horber Kirchenschätze besondere Verdienste erwarb.) Ähnliche Kännchen besaß das Budapester Nationalmuseum. Zu vergleichen wäre zu der Horber Arbeit das Prachtwerk von Prof. Pazaurek, Stuttgart, über altschwäbische Goldschmiedekunst, 1911, wo die Kännchen abgebildet sind. Da die Erzherzogin Mechthild eine große Gönnerin Horbs war, möchte man gefühlsmäßig auch an sie als Stifterin denken.

Ein Kleinod, das authentisch auf die Erzherzogin Mechthild zurückgeht, besitzt Haigerloch in seinem wohlerhaltenen pergamentenen „Stadtbiechle", das auch kalligraphisch einen ästhetischen Genuß bietet.

Zur Geschichte der Papiermühle Rottenburgs und ihrer Wasserzeichen

VON DR. KARL THEODOR WEISS † UND DR. WISSO WEISS, ERFURT

Als vor etwa 20 Jahren die Stadtverwaltung Stuttgart die oberhalb Rottenburg entspringende Bronnbachquelle ankaufte, wurde der letzte noch bestehende Rest der ehemaligen, kurz unterhalb der Quelle durch den Bronnbach betriebenen Papiermühle eingeebnet. Damit verschwanden die äußeren Erinnerungen an eine Papierwerkstätte, die 1842, also vor nunmehr 110 Jahren, ihren Betrieb einstellte. Bald darauf wurde sie in eine Getreidemühle umgewandelt, nachdem mit Erlaß der Königl. Württ. Regierung des Schwarzwaldkreises vom 30. Oktober 1845 die Erlaubnis hierzu erteilt war.

Der bis jetzt vorhanden gewesene Teil des ehemaligen Papiermühlegebäudes zeigte die für Papiermühlen so charakteristischen Dachluken. Diese äußeren Wahrzeichen alter Papierwerkstätten dienten zur Regulierung des Luftzutrittes zum Dachboden, der sogenannten „Henke", wo in alter Zeit das handgeschöpfte Papier wie Wäsche an der Leine zum Trocknen aufgehängt wurde.

Papier ist uns etwas so alltäglich Gewohntes, Selbstverständliches, daß wir uns im allgemeinen keine Gedanken über seine Herstellung machen, noch weniger über seine Geschichte oder gar seine Erfindung. Mehr denn je ist das Papier heute die Grundlage aller Kultur, wir können uns ohne Papier weder ein wirtschaftliches noch ein staatliches oder geistiges Leben vorstellen. Bevor Holzschliff und Zellstoff erfunden waren, die den Papierverbrauch in der verschiedensten Weise, gelegentlich bis ins Maßlose, steigerten, bildeten Lumpen den alleinigen Rohstoff zur Papierbereitung. Die alten Papierer waren stolz auf ihre, lange Zeit geheimgehaltene Kunst, aus alten, zum Wegwerfen bestimmten abgetragenen Klei-

Letztes Räderspiel der Mühle am Bronnbachquell

dungs- und Wäschestücken etwas Neues, etwas so Nützliches und Wertvolles wie das schöne weiße Papier herzustellen. Ein alter Kinderreim sagt uns, daß ehedem das Papier kein alltäglich von jedermann gebrauchter Gegenstand, sondern etwas Seltenes war:

Aus Lumpen macht man Schreibpapier
Und setzt's den großen Herren für.

Seit dem Mittelalter spielt das Papier in der kulturellen Entwicklung der ganzen Menschheit eine außerordentlich bedeutsame Rolle. Es diente mehr und mehr der Verbreitung von Wissenschaft und Volksbildung und bildet u. a. die Hauptvoraussetzung dafür, daß Gutenbergs Kunst, mit beweglichen Lettern zu drucken, in der allgemein bekannten umfassenden Weise zur Auswirkung gelangen konnte. Was hätte der Altmeister erreichen können, wenn ihm etwa nur das teure und nur in beschränktem Umfange zu beschaffende Pergament als Bedruckstoff zur Verfügung gestanden hätte. In verkehrsmäßig noch wenig entwickelter Zeit ist darum die Existenz einer Papiermühle für eine Stadt ein kultureller Faktor ersten Ranges. Die Entstehung und Entwicklungsgeschichte einer Papiermühle zu erforschen, ist zumindest als ebenso sinn- und bedeutungsvoll anzusehen wie die Ergründung der Geschichte einer alten Druckerwerkstatt, ist heimat- und kulturgeschichtlich von besonderem Interesse und stellt zugleich einen Beitrag zu einer noch zu schreibenden deutschen Papiergeschichte dar.

Die Papiermaschine, die 1799 von Louis Robert zu Esonnes bei Paris erfunden wurde, hat sich in Deutschland erst um die Mitte des 19. Jh. allgemein durchgesetzt und den alten handwerksmäßigen Betrieb durch die Herstellung von „Papier ohne Ende" abgelöst. Heute erzeugt man Papier auf riesigen Maschinen, die in 150jähriger Entwicklung ständig verbessert und aufs höchste vervollkommnet wurden, sie stellen wahre Wunderwerke der Technik dar. Moderne Papiermaschinen sind bei 3—6 m Arbeitsbreite oft 100 und mehr Meter lang. Der oben einlaufende dünnflüssige Brei von mechanisch oder chemisch erschlossenen Holzfasern verläßt die mit 300—400 m, gelegentlich bis zu 600 m Minutengeschwindigkeit arbeitende Maschine als „endloses" Band gebrauchsfertigen Papiers, das auf großen Rollen aufgewickelt wird.

In der Handpapiermacherei dagegen wird das Papier mühsam Bogen um Bogen mittels eines Schöpfsiebes aus der Bütte geschöpft (daher unsere Bezeichnung „Büttenpapier"), wie dies auf dem mit Versen von Hans Sachs versehenen trefflichen Holzschnitt von Jost Aman aus dem bei Sigmund Feyerabend in Frankfurt 1568 erschienenen Ständebuch zu sehen ist. Der Schöpfer oder Büttgesell entnimmt von dem im Stampfgeschirr und im sogenannten „Holländer" aus Lumpen bereiteten Faserbrei so viel, als zur Papierblattbildung auf dem Sieb erforderlich ist, auf dem sich die Fasermasse unter kunstgerechtem Rütteln und Schütteln desselben rasch verfilzt. Vom Gautscher wird der feuchte Bogen auf einen Filz abgeklatscht, darauf kommt wieder ein Papierbogen, und das wird solange fortgesetzt, bis 181 Bogen zwischen 182 Filzen liegen, das nannte man einen Pauscht oder Puscht. Unsere Redensart „In Bausch und Bogen" erinnert noch an diese Papiermacherarbeit. Der Pauscht kam in die Presse; nachdem der Leger die Bogen für sich gelegt und nochmals gepreßt, kommen sie zum Trocknen auf den Dachboden. Es folgt das Leimen, nochmals

Trocknen, Glätten, Sortieren, bis das Papier gebrauchsfertig, ries- und ballenweise verpackt, die Papiermühle verlassen konnte. 36 Hantierungen waren erforderlich, um aus Lumpen schreib- und druckfähiges Papier zu bereiten. Der Nürnberger Pfarrer Wolfgang Jakob Dümler hat in seinem zu Nürnberg 1664 erschienenen „Baum- und Obstgarten" sogar 60 einzelne Arbeiten aufgezählt.

Ein Ballen Papier enthält 10 Ries, das Ries hat 20 Bücher. Ein Buch Schreibpapier sind 24 Bogen, Druckpapier 25 Bogen. Ein Ballen umfaßt also 4800 bzw. 5000 Bogen. Seit 1882 rechnen die Behörden das Ries zu 1000 Blatt, sog. Neuries oder Doppelries.

Nach altem Brauch signierten nun die Papiermacher ihre Erzeugnisse mit einem Zeichen, das auf der Oberfläche des Papiers nicht zu sehen ist, vielmehr aus seinem verborgenen Dasein erst dann hervortritt und sich dem Betrachter des Papiers zu erkennen gibt, wenn der Bogen entfaltet gegen das Licht gehalten wird. Dieses Papierzeichen entsteht automatisch beim Schöpfen des Papiers aus der Bütte, dem wichtigsten Arbeitsvorgang bei der Papierherstellung. Denn auf dem Drahtgeflecht der Schöpfform ist das aus Draht geformte Urbild des Zeichens mit feinsten Messing- oder Kupferdrahtfäden aufgenäht, so daß bei der Blattbildung an dieser Stelle sich etwas weniger Stoff absetzen kann, die Papierschicht dadurch dünner und durchscheinend wird.

Das bei Durchsicht in hellen Konturen erscheinende Wasserzeichen im Papier, das in den romanischen Sprachen zutreffender mit „Filigran" bezeichnet wird, ist ursprünglich und auch später oft als Meistermarke aufzufassen. Es ist hauptsächlich Herkunftszeichen und hat diese Funktion im wesentlichen bis auf den heutigen Tag, auch im Maschinenpapier, beibehalten. Schließlich wurde es zum Kennzeichen für Sorte und Format. Neben runenhaften Marken, Monogrammen, Buchstaben und Namen sind die verschiedensten Motive aus Natur und Menschenwelt zur Gestaltung von Wasserzeichen benutzt worden. Mit dem spröden Werkstoff Draht ließen sich natürlich nur umrißhafte, abstrakte Gebilde herstellen. Die Tendenz zur Stilisierung und zum Ornamentalen entspricht andererseits dem Charakter echter Volkskunst. Wer die Meister dieser volkstümlichen Drahtkunst waren, ist im allgemeinen nicht bekannt. In alter Zeit hat der Papiermacher meist selbst die Formen samt den Drahtzeichen darauf gefertigt.

Zur wissenschaftlichen Betrachtung müssen Wasserzeichen zunächst orientiert werden. Man geht grundsätzlich vom aufgeschlagenen Bogen aus. Das Wasserzeichen kann sich in der linken Bogenhälfte, dem Blatt a), befinden, das ist der Normalfall bis etwa Mitte des 17. Jh., oder in der rechten Bogenhälfte, dem Blatt b) — Wechselform —. Wasserzeichen können aber auch in beiden Blättern zugleich vorkommen, dies ist seit dem 17. Jahrhundert der Fall, als Haupt- und Nebenzeichen. Das Zeichen ist meist in der Mitte des Blattes angebracht. Eine andere Anordnung im Blatt oder im Bogen, ferner solche Zeichen, die über den Bogenfalz laufen, am Rande oder in den Ecken des Bogens oder der Blätter erscheinen, sind zu beachtende und zu verzeichnende Besonderheiten.

Für die wissenschaftliche Forschung sind die Wasserzeichen-Paare zu ermitteln. Einzelwasserzeichen gibt es in alter Zeit nicht, denn die Papierer arbeiteten stets zugleich mit zwei Formen, die dasselbe Zeichen enthielten. Während der Büttgesell schöpfte, brachte der Gautscher einen Bogen auf den Filz und nahm dann die volle Form vom Schöpfer entgegen, indem er diesem die leere Form hinreichte. So wanderten dauernd zwei Formen mit dem gleichen W-Zeichen zwischen Schöpfer und Gautscher hin und her. Da die aus Draht bestehenden Urbilder der Wasserzeichen aber Erzeugnisse handwerklicher Kunst sind, ergaben sich immer größere oder kleinere Abweichungen, die im Abbild im Papier zu erkennen sind. Sie müssen beachtet werden, wenn die Wasserzeichen für wissenschaftliche Zwecke verwertet, insbesondere zur Bestimmung undatierter Schriftstücke, Holzschnitte, Kupferstiche u. a. m. beigezogen werden sollen.

Wenden wir uns nach diesen allgemeinen und grundsätzlichen Darlegungen den Fragen zur Geschichte des Papierwerks Rottenburg zu. Wenn wir nach dem Alter der Papiermühle a. N. fragen, müssen wir feststellen, daß über die Entstehung dieser Papierwerkstätte weder der Zeitpunkt noch irgendwelche Einzelheiten der Begleitumstände bekannt sind. Im Wasserrechtsbuch des Oberamts Rottenburg von 1845 heißt es in Teil 12 nicht mit Unrecht: „Diese Mühle geht auf unvordenkliche Zeiten zurück." Von wann datieren die ältesten Nachrichten über die Papiermühle und was besagen sie?

In der Jahresrechnung der Kanzlei zu Hechingen vom Jahre 1549, die im Hohenzollerschen Archiv zu Sigmaringen verwahrt wird, findet sich ein Ausgabevermerk für eingekauftes Papier „vom Papierträger von Horb". Der Name wird nicht genannt. Daß in oder bei Horb jemals eine Papiermühle bestanden hätte, ist nicht bekannt. Es ist auch nicht zu erkennen, ob der mit seiner mittelalterlichen Bezeichnung merkwürdig anmutende „Papierträger" nur ein wandernder Händler oder Papiermacher war, oder aber ein abgesandter Vertreter einer Papiermühle.

Aus der Tatsache des Wohnsitzes eines Papierträgers darf gefolgert werden, daß in nächster Nähe eine das zu verhausierende Papier erzeugende Mühle bestanden haben muß. Wenn nun über Papiermühle und Papierhändler die Akten schweigen, oder keine Akten mehr erhalten sind, aus denen sich etwas hätte ermitteln lassen, müssen andere Wege gesucht werden, darüber etwas herauszubringen. Urkunden und urkundliche Angaben brauchen nicht bloß schwarz auf weiß, also auf dem Papiere stehen, sie können auch im Papier enthalten sein, nämlich als Wasserzeichen. Fast jeder Bogen alten handgeschöpften Papiers trägt im allgemeinen in seinem Wasserzeichen die Urkunde seiner Herkunft durch die Jahrhunderte mit sich, unveränderbar und für jedermann auffindbar. Man braucht nur den alten Bogen entfaltet gegen das Licht in der Durchsicht zu betrachten, gleichgültig, ob er leer, beschrieben, bedruckt oder sonstwie benutzt ist. Man erkennt dann in den hellen Wasserlinien die Streifen des Siebes der Schöpfform mit den senkrecht dazu verlaufenden stützenden Stegen und in der Mitte des rechten oder linken Blattes, durch das Licht geweckt, das Filigran. Das Papier in der Zollerschen Rechnung, das von dem Horber Papierträger gekauft war, mußte auch solch ein Wasserzeichen aufweisen. Über einer in den Aktenband gestellten Glasplatte konnte leicht, trotz der Schriftzüge auf dem Papier, auch das Zeichen im Papier auf durchsichtigem Pauspapier abgezeichnet werden. Was wußte uns die gewonnene Durchzeichnung zu berichten? Wie war das Wasserzeichen zu lesen und zu deuten? Gab es uns den erwarteten Aufschluß als „Ahnenpaß des Papiers"? Doch nachdem das Geheimnis des Wasserzeichens im Papier ans Licht gebracht war, ergaben sich neue Rätselfragen. Das Wasserzeichen ist ein einfacher Wappenschild mit einem Querbalken, 2,5 cm hoch, 2 cm breit. Im Wasserzeichen kann die Farbe eines Wappens nicht angegeben werden. Die in der Heroldswissenschaft heute übliche Schraffierung zur Farbenangabe, die bei Abbildungen im Wege des Schwarzdruckes z. B. bei Holzschnitten oder Kupferstichen angewandt wurde, ist erst in den 1650er Jahren aufgekommen. Querbalkenschilde kommen in der Wappenkunde öfter vor. Das bekannteste ist das Wappen von Vorderösterreich, im roten Feld ein silberner Querbalken. Dies ist auch das Wappen der Grafen von Hohenberg österreichischen Stammes.

Was liegt näher als anzunehmen, daß das von einem Hohenbergischen Papierträger vertriebene Papier mit dem Hohenbergischen Wappen-Wasserzeichen auch in einer Hohenbergischen Papiermühle verfertigt wurde? In wappenkundiger und wappenfreudiger Zeit, in welcher die Errichtung von Papiermühlen nach altem deutschen Königsrecht der Landesherrschaft als Regal vorbehalten war, wurde auch Wert darauf gelegt, daß die Papiermühlen als landesherrliche Unternehmen in ihren Erzeugnissen das Wappenbild der Herrschaft zeigten. Eine kleine Sammlung von Wasserzeichenpapieren alter Zeiten ist daher zugleich auch eine Sammlung von Wappen der Herrschaften derjenigen Gebiete, aus denen sie stammen. In dem großen vierbändigen Werke des Genfer Forschers C. M. Briquet, Les filigranes, Dictionnaire des marques du papier, in welchem als Ergebnis 30jährigen Sammelns über 16 000 Wasserzeichen der Zeit von 1300 bis 1600 in genauen Durchzeichnungen veröffentlicht sind, ist unser Querbalkenschildchen nicht enthalten.

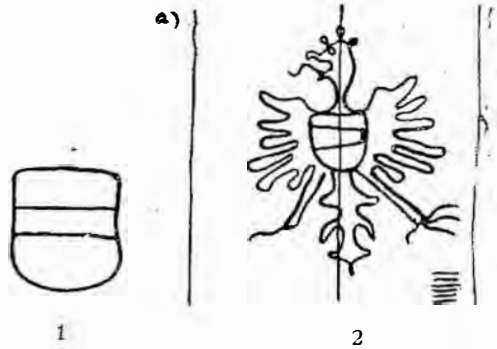


Bild 1: Einfacher Querbalkenschild, verwendet in Papier der Hechinger Kanzlei seit 1550 *

Bild 2: Kleiner Adler, Brust belegt mit Querbalkenschild, verwendet Rottenburg 1581

Dagegen bringt Briquet unter Type 1446 einen kleinen Adler, dessen Brust mit dem Querbalkenschildchen belegt ist. Das Papier ist 1573 zu Baden im Aargau verwendet, jedoch ohne Angabe, ob es sich um ein dort verwahrtes Einzelschriftstück oder ein dort entstandenes Protokollbuch handelt. Wegen der Wappenähnlichkeit vermutet Briquet Herkunft aus der Papiermühle bei Zug. Das Zuger Wappen zeigt in Silber den Querbalken in Blau. Die Mühle stand zu Baar bei Zug, ist aber erst ab 1647 urkundlich nachweisbar, da das Gemeindearchiv in dem genannten Jahre verbrannt ist. Doch kommen Baarer Papiere mit dem Zuger Wappenwasserzeichen in den Staatsarchiven

* Von den abgebildeten Wasserzeichen befinden sich die Originale oder deren Pausen in den Papiergeschichtlichen Sammlungen Dr. Weiß, die Originale der Abbildungen Nr. 2, 5, 7, 10 in der Wasserzeichen-Sammlung Rottenburg.

Das Größenverhältnis der Abbildungen von den Wasserzeichen entspricht, sofern in der Bildunterschrift nichts anderes vermerkt ist, ½ der Originalgröße.

zu Zug und Luzern von 1581 an vor. Wasserzeichen in ganz gleicher Ausführung wie zu Baden in der Schweiz gefundene sind aber auch im Papier der Rechnungsbände zu Hechingen erhalten. Und die Kanzlei zu Hechingen wird neben ihrem Bezug vom Horber Papierlieferer nicht auch noch aus Baar haben Papier kommen lassen.

Daß eine Papiermühle in den vorderösterreichischen Landen den deutschen Reichsadler führt und ihm als unterscheidendes Beizeichen den Landesschild auf die Brust legt, entspricht allgemeiner alter Übung, welche für die vom Reiche abgefallenen Schweizer Kantone nicht gelten konnte.

Ein weiterer Beleg für die Verwendung dieses Zeichens in Papieren einer Hohenbergischen Papiermühle findet sich in der vom Archivpfleger des Stadtarchivs Rottenburg angelegten Wasserzeichen-Sammlung der Stadt Rottenburg. Das Blatt stammt aus dem Rottenburger Spital; es ist im Jahre 1581 verwendet. Das Zeichen ist wahrscheinlich dem Papierwerk Rottenburg zuzuschreiben.

Herr Archivdirektor Dr. Herberhold bestätigt, daß in den Beständen des Staatsarchivs Sigmaringen in der zweiten Hälfte des 16. Jh. dieses Wasserzeichen häufig vorkommt. Die bis jetzt ältesten Nachweise datieren von 1561 (Sigm. Allgem. Teil C II 1 c Nr. 1 Bd. 14) und 1550 (ebenda C II 2aa Nr. 13). [WBl. 1 u. 2.]

Die auf Grund der vorkommenden Wasserzeichen anzunehmende Tatsache, daß in der Grafschaft Hohenberg, in Rottenburg a. N. bereits Mitte des 16. Jh. eine Papiermühle tätig war, ist aber auch urkundlich belegt. In Sebastian Schlegels hohenzollerischer Jahresrechnung vom Jahre 1559 (Archiv Sigmaringen R. 128 Nr. 44) heißt es nämlich unterm 8. Oktober: „Dem Lenhard Kark[1], Papierer zu Rottenburg für 8 Riß des großen per 14 Batzen und 8 Riß des kleinen Papiers per 8 Batzen, so derselbe in die zollerische Kanzlei Hechingen geliefert, bezahlt laut Zettels 11 Gulden 11 Batzen." Dies ist die erste bis jetzt bekannte urkundliche Erwähnung eines Papiermachers von Rottenburg. Nach Angaben von Herrn Oberlehrer A. Buhl in der Tübinger Chronik vom 8. 4. 1943 enthält dieses Papier als Wasserzeichen einen Querbalkenschild und Stadttor. Eine Abbildung war nicht beigegeben. Vermutlich handelt es sich bei den von Buhl beobachteten Wasserzeichen um solche in Papieren verschiedener Herkunft. In der fraglichen Zeit kommen nämlich Rottenburger Papiere mit dem Querbalkenschild neben Ravensburger mit dem bekannten Doppelturm-Wasserzeichen vor. (Ein Holzschnitt „Fahnenschwinger" von Jakob Köbel 1545, der Rottenburg a. N. meint, weist ebenfalls Doppeltor im Bild auf! Die Red.)

Im Jahre 1564 wird das Ableben des Papierers Bernhard Furch vermerkt. Bedeutsam ist auch eine Urkunde im Stadtarchiv zu Breslau über eine große Papiererversammlung zu Neiße im Jahre 1574. Sie hatte über die Streitigkeiten mit dem Erwerber der städtischen Papiermühle zu Breslau, Kaspar Jakob, den das Handwerk als nicht gelernten Papiermacher nicht zulassen wollte, zu entscheiden. Neben anderen süddeutschen Meistern erschien auf dieser Versammlung auch ein Meister Merten, genannt Vater Pfeifer, Formmacher von Roteburg. Wir dürfen diesen Meister und Formmacher als Papiermüller ansprechen. Denn das Formenmachen bildete einen Bestandteil der Kunst des Papiermachens und war damals wie später kein selbständiges Gewerbe. Bis jetzt konnte dieser Papier- und Formmacher in Rottenburg nicht ermittelt werden.

Im Jahre 1610 stirbt in Rottenburg der Papiermacher Sebastian Gretzinger. Ob er ein Nachfahre jenes Sebastian Gretzinger ist, der 1503 als „Papyrer de Rüttlinge" an der Universität Tübingen immatrikuliert war und 1519 in einem Wirtshausstreit den Burgvogt von Achalm erstochen hat, nach seiner Verbannung ins „Ausland" in der Hohenberger Residenz Rottenburg eine Zuflucht gefunden und u. U. hier die Papiermühle gegründet bzw. als erster Beständer gewirkt hat, ist bis jetzt urkundlich nicht erwiesen. Eine weitere Befragung der Wasserzeichen wird bei methodischer Forschung die Frage nach der Zeit der Gründung einer Klärung näherführen, auch wenn urkundliche Nachweise fernerhin nicht erbracht werden sollten.

Durch einen im Württ. Hauptstaatsarchiv, Filialarchiv Ludwigsburg erhaltenen Kaufbrief von 1617 erfahren wir, daß die baufällige und verschuldete Papiermühle nunmehr an die beiden Straßburger Bürger und Papierhändler Johann von Türkheim und Hanns Thüring übergegangen ist[2]. Für die folgende Zeit sind verschiedene Papiermacher aus den Kirchenbucheintragungen mit Namen bekannt: Johann (Hans) Jakob Gretzinger 1608, Adam Rein 1620 (1656 Peter und Jacob Rein), Hans Hehle 1635, Christoph 1637, Christian Britz 1638. Ob es sich bei den genannten „Papyrern" jedoch um Gesellen oder um selbständige Meister han-

[1] 1577/98 findet sich in Rottenburg noch ein Peter Karg, Papierer und Gastgeber.

[2] Johann von Türkheim wird 1599 als Besitzer der Papiermühle beim Gutleuthaus zu Gengenbach in Baden genannt. Ferner erwirkte er 1615 ein Privileg zur Errichtung einer Papiermühle zu Lautenbach bei Oberkirch im Renchtal. Er war ein reicher unternehmender Kaufmann und zugleich Botenmeister der Straßburger Botenpost nach den großen Handelsplätzen Köln, Frankfurt und Leipzig.

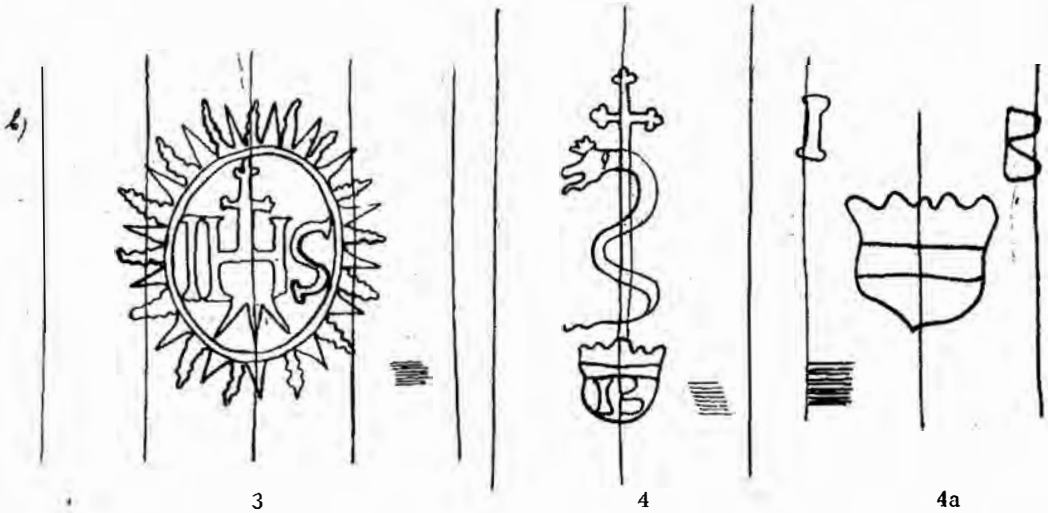
delt, die als Beständer wirkten, kann aus den Eintragungen in den Kirchenbüchern allein nicht immer mit Sicherheit entnommen werden, da die Bezeichnung „Papyrer" sowohl für Meister wie für Gesellen angewendet wurde. Einwandfrei als rottenburgisch zu benennende Wasserzeichen sind aus der Türkheimschen Zeit bis jetzt noch nicht ermittelt.

Die 1618 erfolgte Höherlegung und Neufassung des Quelltopfes des Bronnbaches ist, nach dem Wappenstein zu schließen, durch den Hohenberger Marschall Hans Adam v. Dornsberger veranlaßt worden. Die Dornsberger, die von den bei Aach im Hegau gelegenen drei Dornsbergen stammen, waren in der ersten Hälfte des 17. Jh. Eigentümer der Papiermühle zu Stockach, vielleicht schon Ende des 16. Jh. Hans Adam von Dornsberger, der sich 1618 um die Verbesserung der Rottenburger Papiermühle verdient gemacht hat, konnte sich dabei die Kenntnisse und Erfahrungen mit der heimatlichen familieneigenen Stockacher Papiermühle zunutze machen.

Die im Dreißigjährigen Kriege fast völlig zerstörte Papiermühle wurde 1649 von Ferdinand von Hohenberg den Jesuiten eigentümlich übertragen, nachdem dieser Orden auf Grund des Westfälischen Friedens seine Niederlassung in Tübingen aufgeben mußte und in Rottenburg eine neue Wirkungsstätte gefunden hatte. Aus dieser Zeit ist uns das Emblem der Patres societatis Jesu, das Jesusmonogramm und zwar in der vollständigen Wappenbildform als Wasserzeichen, insbesondere aus den Jahren zwischen 1650 und 1660, überliefert. Es kommt in den Rottenburger Jesuitenakten öfter vor, gelegentlich aber auch anderwärts (z. B. Hauptstaatsarchiv München, Jesuitica 2031 Fol. 8, verwendet 1654). Das vom Jesuitenorden in seinem Siegel und überall als Abzeichen geführte Symbol ist in ähnlicher Weise wie mitunter an andern Orten, wo die Jesuiten Papiermühlen errichtet, betrieben oder besessen haben, in einen Strahlenkranz gebracht [WBl. 3].

Während anfangs unter einer gekrönten Kartusche mit R die Initialen des gewesenen Jesuitenpaters Jakob Michael erscheinen, sind letztere später durch M G ersetzt. Sie deuten auf Matthias Gretzinger, der 1650 mit Jakob Michael einen Bestandsvergleich auf 10 Jahre abschließt. Seine Initialen kommen auch in einem kleinen Querbalkenschild vor, beispielsweise 1667 [WBl. 5].

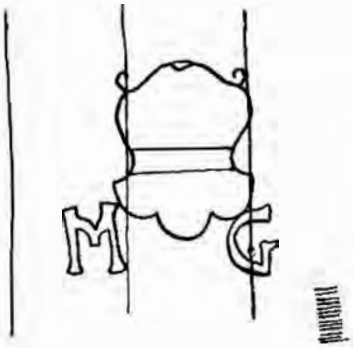
Ein anderes Filigran aus der Jesuitenzeit der Papiermühle stellt die am Kreuz erhöhte Schlange als Glaubenssymbol dar, darunter ein kleiner Querbalkenschild, in dessen unteres Feld die Buchstaben I B eingesetzt sind. Vielleicht sind es die Initialen des Papiermachers Jakob (Johann Jakob) Böhm, der bei der Aufzählung der Firmlinge im Kirchenbuch Anno 1655 als solcher bezeichnet ist, er war damals 30 Jahre alt. Der Wasserzeichenbeleg stammt vom Jahre 1660. Die sich um ein aufgerichtetes Kreuz windende Schlange ist ein in Schwaben beliebtes Papierzeichen, es hat dem „Schlängler-Papier" den Namen gegeben [WBl. 4]. Vielleicht ist auch ein Schlangenstab über einem kleinen vorderöster-



3 4 4a

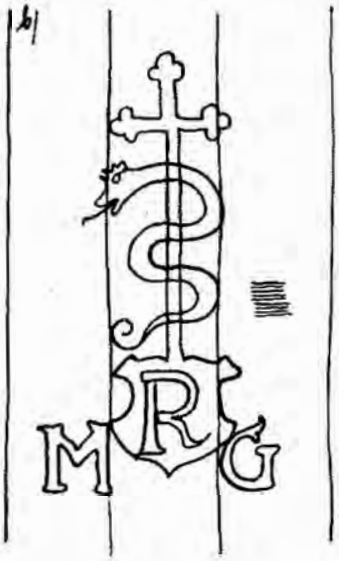
Bild 3: Jesuiten-Emblem im Strahlenkranz, verwendet Rottenburg 1654. — Bild 4: Schlange am Kreuz auf Querbalkenschild, im unteren Feld I B. Zeichen in Blatt b, Blatt a) ist frei, verwendet 1660. — Bild 4 a: Querbalkenschild des Meisters I B. Wasserzeichen in Druckpapier. Nic. Rittershusius, Genealogiae imperatorum . . . Tübingen 1658

Papiermacher Matthes Grötzinger



5

Bild 5: Querbalken-Zierschild, beseitet mit M G, verwendet Rottenburg 1667



6

Bild 6: Kreuzschlange auf R-Schild, beseitet mit M G, verwendet Rottenburg zwischen 1640 und 1680. Zeichen in Blatt b), Blatt a) ist ohne Zeichen

reichischen Querbalkenschild der Papiermühle Rottenburg zuzuweisen. Papier verwendet Haxthausen 1675; ähnlich Briquet, Type 1451, verwendet Speier 1570.

Vom Meister I B ist noch ein anderes Wasserzeichen bekannt. Es stellt den freien Querbalkenschild dar, wie er 100 Jahre früher bei Beginn der Papiermacherei in Rottenburg erstmals Verwendung fand, nur die Schildform hat sich etwas geändert, der obere Rand ist jetzt gezackt. Seitlich darüber sind freistehend die Initialen des Papiermachers angebracht. Das Zeichen kommt in Druckpapier vor, in einem im benachbarten Tübingen bei Phil. Brunn 1658 erschienenen Werk von Nic. Rittershusius, Genealogiae imperatorum... [WBl. 4a].

Im Jahre 1673 verkaufte das Rottenburger Jesuitenkolleg die Papiermühle an den als Beständer schon bekannten Papierer Matthes Grötzinger. Mit Vorliebe verwendet Grötzinger die Kreuzesschlange als Wasserzeichen. In dem darunter befindlichen Schilde erblicken wir ein R, das auf den Herstellungsort hinweist, unten sind zu beiden Seiten seine Initialen M und G angebracht. Der aus einem alten Einbanddeckel abgelöste Einzelbogen ist eine sogenannte Wechselform. Die erste Bogenhälfte ist zeichenlos. Das Wasserzeichen ist zur Abwechslung von der sonst üblichen Regel in der zweiten Bogenhälfte befestigt [WBl. 6]. Teilweise erscheint der Schild unter dem Schlangenkreuz auch leer, so z. B. 1680 in einer weniger gut gelungenen Zeichnung bzw. Drahtführung [WBl. 7].

7

Bild 7: Schlangenstab auf leerem Schild, beseitet mit M G, verwendet Rottenburg 1680 (Originalgröße)

Im Jahre 1678 ist Matthes Grötzinger gestorben. Sein Sohn Hans Jakob Grötzinger (I.), der am 31. 1. 1683 die Schwanenwirtstochter Anna Maria Schibel heiratete (erste von drei Ehen), setzte das Werk des Vaters fort. Er führte das von Matthes Grötzinger und andern Vorgängern verwendete Schlangenzeichen unter Hinzufügung der Anfangsbuchstaben seines Namens I G weiter. Dieses Papierzeichen ist seit 1691 in verschiedenen ästhetischen Gestaltungen mehrfach nachgewiesen [WBl. 8]. Zunächst verwendet Hans Jakob dieselbe Form wie Matthes Grötzinger, nur das M ist durch ein I ersetzt. In einem undatierten Exemplar der Wasserzeichen-Sammlung Rottenburg (Nr. 57) ist die Schlange nach (heraldisch) links gewendet, während sie sonst nach rechts gewendet vorkommt.

8

Bild 8: Schlangenstab über R-Schild, darunter I G, Zeichen in Blatt b), verwendet Rottenburg 1691 (Originalgröße)

Bei der 1691 benutzten Gestaltung ist die Drahtführung etwas schlichter. Die Namenbuchstaben sind unmittelbar unter dem Schild angeordnet. Auch dieser Bogen stellt eine sogenannte Wechselform dar, d. h. das Zeichen befindet sich in der rechten Bogenhälfte. Der Bogen zählt 14 Formstege und hat das kleinere Schlängleformat von 31 cm Höhe bei 36 cm Breite. Das Zeichen ist nach heraldisch rechts gewendet.

Hierher gehört noch eine andere Form, bei der die Schlange wieder nach links gewendet ist. Der Stab endet oben in ein schönes Dreiblatt und steht auf einer Art Dreiblatt oder breitausladendem Dreiberg. Darunter die Buchstaben I und G. Das Wasserzeichen ist zwischen den Stegen befestigt. Die zweite Bogenhälfte ist ohne Zeichen. Verwendet ist das Papier in Schriftstücken aus Rottenburg im Jahre 1695[3] [WBl. 9].

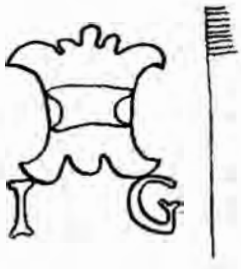
Bei dem IG-Kreuzstabzeichen ist die Schlange mit einem Apfel im Munde dargestellt. Die Arme des Kreuzes sind so kurz, daß man statt des Kreuzstabes evtl. auch von einem Blattstab sprechen könnte. Vielleicht sollte ein solcher gezeichnet werden, wie das einige Jahre später erscheinende Zeichen vermuten läßt, bei dem kein Kreuz, sondern unzweideutig ein Dreiblatt abgebildet ist. Die Schlange führt hier aber nicht den Apfel im Munde. In diesen beiden Fällen ist — leider etwas weniger deutlich als bei den entsprechenden Wasserzeichen anderer Papiermühlen — aus der Kreuzesschlange, dem Glaubenssymbol, eine Paradiesschlange geworden. Eine solche führte zum Beispiel etwa 100 Jahre später Ernst Ludwig Laiblin (geb. 1779, gest. 1837) Pfullingen in seinen Papieren als Filigran. Papiere von Laiblin sind auch in Rottenburg benutzt worden.

Auch ein Zierstück mit den Initialen Jakob Grötzingers kommt vor, Beleg von 1701. Vielleicht soll es einen Querbalkenschild darstellen, wie er schon von Matthes Grötzinger verwendet wurde (Beispiel von 1667) [WBl. 10].

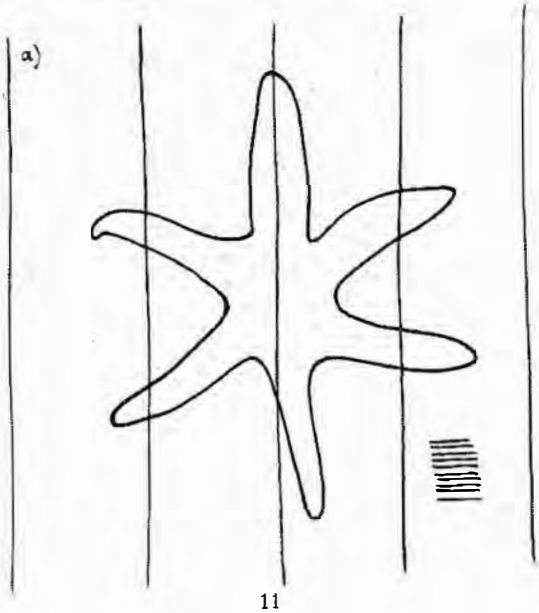
Aus der Tätigkeit des im Kirchenbuch als „Papiermüller" bezeichneten Sohnes und Nachfolgers (Hans) Jakob Grötzinger (II.), der sich an 22. 1. 1720 mit Maria Magdalena Musig verehelichte, haben wir aus den 1750er Jahren Formenpaare mit einem neuen Zeichen und in einem größeren Format. (Bereits im Jahre 1600 erscheint

[3] Dieses Blattschlängle ohne Beizeichen verwendet 1689/1690 Bartholomäus Pfundstein auf der Papiermühle Schramberg in Blatt a), als Gegenzeichen in Blatt b) erscheint seine BP-Marke. Die Herrschaft Schramberg war ein Kunkellehen der Grafschaft Hohenberg. Schramberger Wasserzeichenpapiere begegnen uns wiederholt in Rottenburger Archivalien. Aus den Stadtrechnungen wissen wir, daß beispielsweise noch im Jahre 1800 der Schramberger Papiermacher Matthes Pfundstein für 6 fl. 10 Kr. Papier nach Rottenburg lieferte.

9



10



11

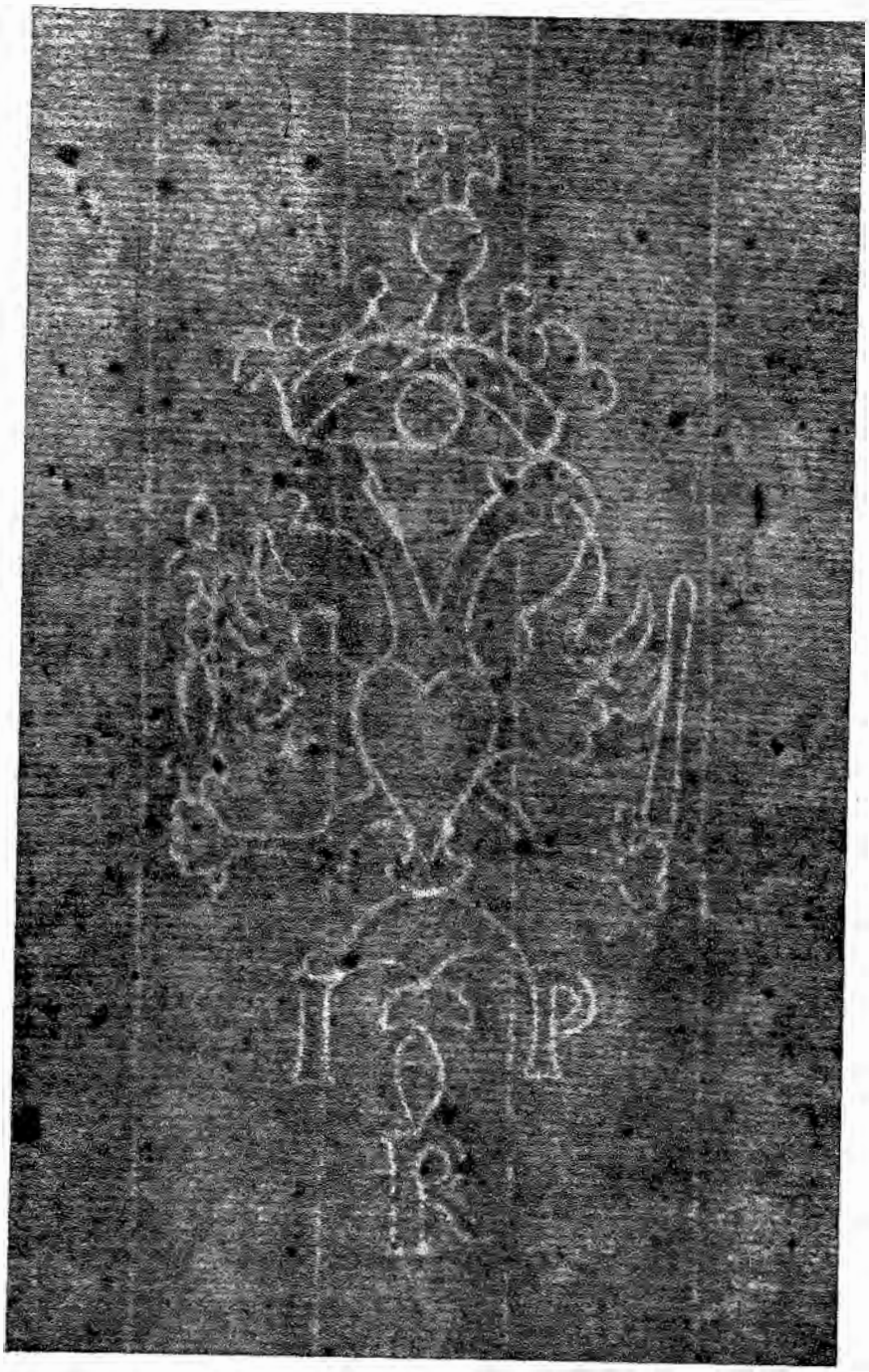
Bild 9: Schlange an Blattstab, darunter I G, verwendet Rottenburg 1695
Bild 10: Zierstück (oder Querbalkenschild?), darunter I G, verwendet Rottenburg 1701
Bild 11: a) Sechsstrahliger Stern, b) leer, verwendet Rottenburg 1753

ein Rechnungsbetrag Item umb ein halb Riß Papier des Großen 19 Schilling 10 H. und 1666 werden bezahlt für ein Riß Groß und ein halb Riß Klein Papier 3 fl. 37 Kr.) Das große Papier der 1750er Jahre hat bei 18 Stegen 36 cm Höhe und 46½ cm Breite. Als Wasserzeichen enthält es einen großen, plump gezeichneten Stern, der wie ein Seeigel aussieht. Die beiden Formen des zusammengehörigen Paares zeigen nur geringe Abweichungen voneinander. Die zweite Bogenhälfte ist ohne Zeichen geblieben. In einem zweiten ähnlichen Schöpfformenpaar ist der sechsstrahlige Stern zum Teil liegend dargestellt. Das Papier ist wohl weiß, zeigt aber in der Durchsicht Knötchen [WBl. 11].

Der gleichnamige Sohn und Nachfolger von Hans (Johann) Jakob Grötzinger (III.) wurde am 12. Januar 1756 mit Maria Anna Stohr getraut. Im folgenden Jahre verunglückte er. Nach seinem Tode wurde sein Sohn Johann geboren. Außer zwei anderen Brüdern hatte laut Erbteilung ein dritter Bruder Jakob, gelernter Glaser, der in Kgl. Preußische Kriegsdienste getreten war, 861 Gulden Anteil zu fordern, die ihm der Papierer Johann Jakob auf der Mühle sicherstellte. Von Professor Dr. Hiller zu Tübingen hatte Johann Jakob ein Darlehen zu 5 % aufgenommen und unterpfändlich eintragen lassen. Die Mühle bedurfte einer Bauausbesserung. Um den Betrieb weiterführen zu können, wollte die Witwe den Papierer Peter Rhein von Gossenzug, Reichsgotteshaus Zwiefalter Herrschaft, gebürtig, heiraten, der sie denn auch mit ihrem unter dem Herzen tragenden Kind, der Mühle samt den auf ihr ruhenden Schulden, von denen 700 Gulden sofort zu zahlen, 860 aber gesichert eingetragen waren, ehelichte. Unter den obwaltenden Umständen gewährte der Stadtrat Nachsicht und nahm den Rhein gegen 200 Gulden Einkaufgeld und übliche Gebühren zum Bürger an. Aus der Ehe Rhein entsprossen zwei Mädchen. 1782 erfolgte die Vermögensübergabe an den nachgeborenen Sohn Johann Grötzinger um 3300 fl.

Von Johann Peter Rhein, der bald darauf, im Jahre 1784, verstorben ist, kennen wir folgende Wasserzeichen. Einen großen gekrönten Doppeladler, mit leerem Herzschild belegt und Zepter und Schwert bewehrt. Darunter stehen die Buchstaben I P R. In Formenpaaren der 1760er Jahre ist der Doppeladler zwischen den tragenden Formstegen angebracht und die Krone bei geänderter Drahtführung schlanker und höher, die Namenbuchstaben enger gedrängt gebildet. Die Bogen sind meist beschnitten. Unbeschnittene sind 35 auf 40 cm groß und zählen 18 Stege. Auch diese Papiere zeigen Unreinigkeiten [WBl. 12].

Im großen Papier Rheins, dem Sternenpapier, erscheint eine zierlich geformte Sternrosette mit



12

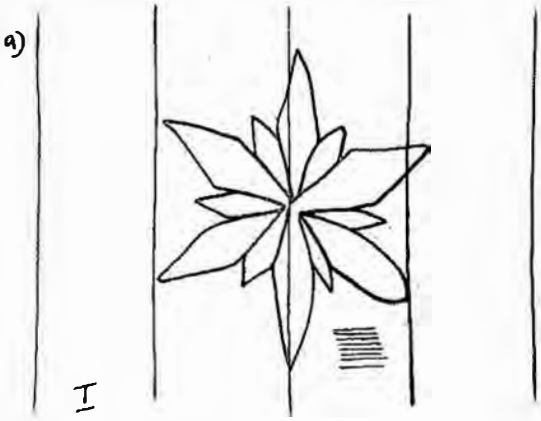
Bild 12: a) Gekrönter Doppeladler mit Zepter und Schwert über I R P, b) ohne Zeichen, verwendet Rottenburg 1796 (Originalgröße)

sechs größeren und dazwischen sechs kleineren Strahlkeilen. Das 1762 erstmals angetroffene Formenpaar scheint mehrere Jahre im Gebrauch gewesen zu sein, da sich später stark ausgebrauchte und bereits verderbende Formen davon finden. Die beschnittenen Bogen haben noch 34½ auf 44½ cm Größe. Das Papier ist weniger unrein als die früheren. Unterm 6. Mai 1784 zahlt das Stadtsäckelamt der Peter Rhein Wittib vor 4 Riß Sternenpapier jedes zu 2 fl. 30 Kr., zusammen 10 fl. In den Rottenburger Stadtrechnungen wird von da ab das Sternenpapier öfter erwähnt [WBl. 13].

Johann Grötzinger, der sich am 22. 4. 1782, dem Jahre der Übernahme der Mühle, mit Agathe Welker verheiratete, ist am 29. April 1812 gestorben. Mit seiner einzigen, im Jahre 1792 geborenen und wieder verstorbenen Tochter Maria Agathe ist der Papiererzweig Grötzinger zu Rottenburg erloschen. Wie die in Rottenburg wirkenden Papiermacher Grötzinger mit den bekannten schwäbischen Papierergeschlechtern gleichen Namens, die seit 1489 zu Reutlingen und seit 1642 zu Eßlingen ansässig waren, blutsverwandt sind, ist im Einzelnen noch nachzuweisen. Auf Beziehungen nach Eßlingen weist u. a. die Notiz von 1663 in der Jesuitenchronik, nach welcher ein „Eßlinger Meister" die Reparatur des Papierwerks übernimmt, während Matthias Grötzinger für seine Beköstigung zu sorgen hat.

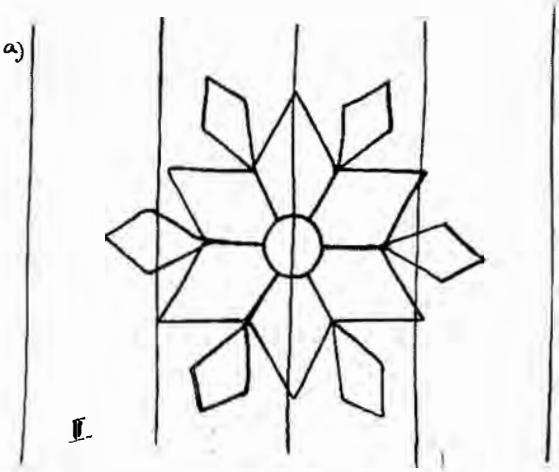
Vom letzten Vertreter des Rottenburger Grötzinger-Stammes wurde das großformatige Sternenpapier weiterhin angefertigt. Belege sind aus der Zeit von 1784 bis 1789 erhalten. Das Wasserzeichen ist größer und zeigt eine etwas veränderte Zeichnung. Es ist ein geschlossener sechsstrahliger Kristallstern mit rundem Mittelkern und sechs angesetzten Sternkeilen. Rauhrandbogen haben bei 37 cm Höhe 48 cm Breite mit 18 Stegen. Das von dem gleichen Formenpaar geschöpfte Papier ist nicht vom gleichen Stoff, sondern bald feiner, weißer und dünner, bald stärker und gröber [WBl. 14].

Das ansprechende, in schwäbischen Papiermühlen öfter aus dem Volksbrauch und der Dichtung übernommene Zeichen der Heiligen Drei Könige ist auch von Johann Grötzinger als Wasserzeichen in seinem als Dreikönigspapier bezeichneten Erzeugnis geführt worden. Auch die Bezeichnung von Gastwirtschaften „Zu den Dreikönigen" deutet auf die Volkstümlichkeit dieser Gestalten aus der Biblischen Geschichte. Gerade in Rottenburg wird der Dreikönigsbrauch von jeher gepflegt. Die als Weise aus dem Morgenland vermummten Gestalten ziehen heute wie zur Zeit unserer Altvordern am Vorabend des Erscheinungsfestes (6. Januar) von Haus zu Haus und sagen, Gaben heischend, ihren Spruch auf — eine Szene, wie



13

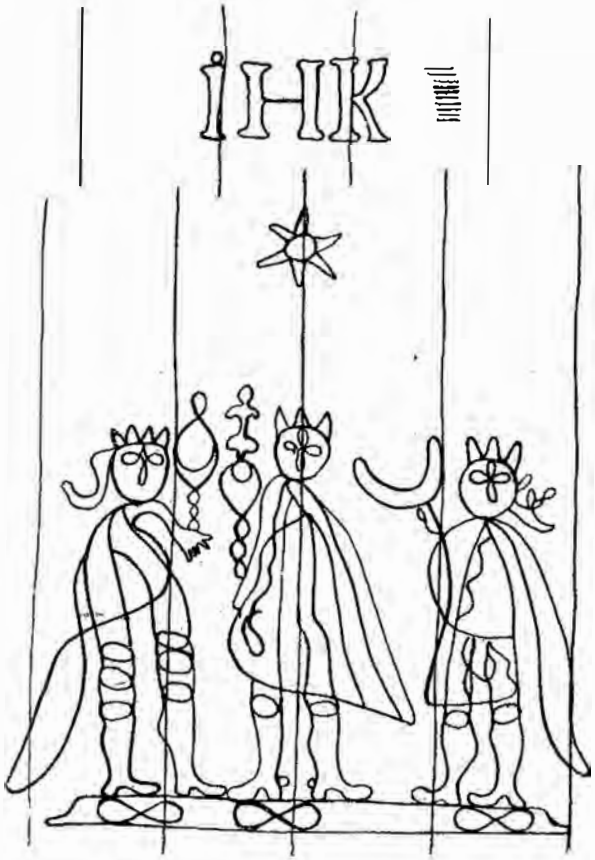
Bild 13: a) 12strahliger Stern, b) leer.
Form I eines Formenpaares, verwendet Rottenburg 1762



14

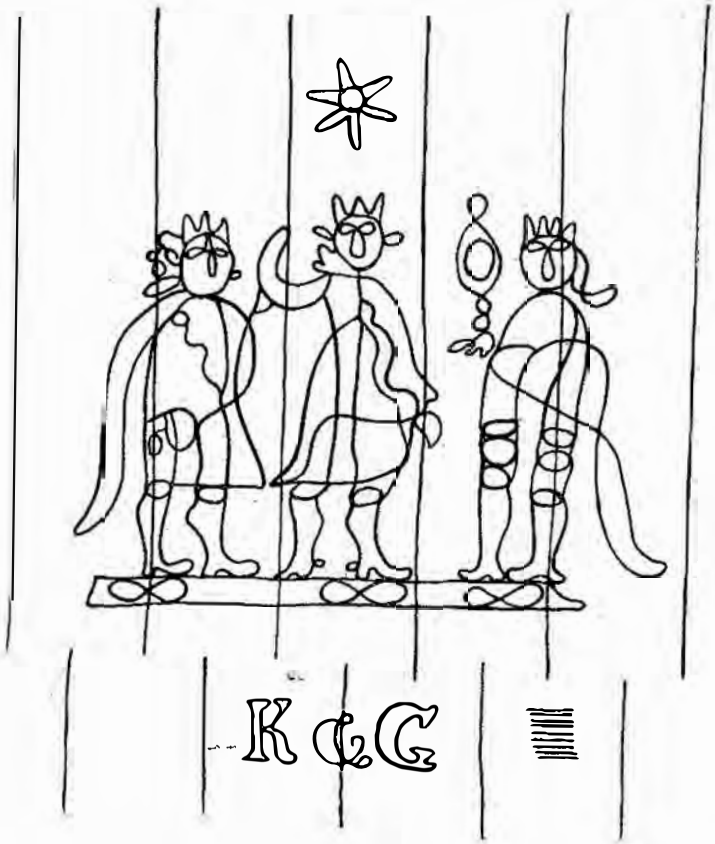
Bild 14: a) 6strahliger Stern mit 6 Sternkeilen, b) leer.
Form II eines Formenpaares, verwendet Rottenburg 1784

sie u. a. Ludwig Richter in einer trefflichen Zeichnung festgehalten hat. Zum ersten Male wurde das frommem Sinn entsprungene Zeichen 1792 angetroffen in einem besonders guten weißen Großformatpapier. Die drei Gestalten stehen auf einer Sockelleiste, die mit drei Doppelschlaufen verziert ist, nebeneinander in langen Mänteln, von vorn gesehen. Jeder hält seine Geschenkgabe in der Hand, über der Gruppe erscheint ein Stern. In der anderen Bogenhälfte stehen die Buchstaben I H K. In der zweiten Form des Paares sind die Zeichen über Wechsel gestellt. Die Größe des Bogens beträgt mit rauhem Rand 37 auf 49 cm.



15

Bild 15: a) I H K, b) Heilige Drei Könige auf Sockelleiste, darüber Stern. Form II eines Wechselformenpaares, verwendet Rottenburg 1795



16

Bild 16: a) Heilige Drei Könige auf Sockelleiste, darüber Stern, b) K & G. Form I eines Wechselformenpaares, verwendet Rottenburg 1810

1796 kostete das Riß Dreikönigspapier bei Johann Grötzinger 4 fl. Nach den erhaltenen Stadtrechnungen hat die Stadtverwaltung in der Zeit zwischen 1795 und 1800 wiederholt von Johann Grötzinger Dreikönigspapier gekauft [WBl. 15].

In einer ähnlichen Zeichnung finden sich die drei Könige mit der Gegenmarke K & G, Kretzinger und Gugel zwischen 1806 und 1814 und zwar in größerem als dem üblichen Kanzleiformat. Seit 1787 ist die Schreibweise von Grötzinger verändert in K r e t z i n g e r. Das Papier ist zum Teil durch Bläuung grünlich getönt. Bei den Wechselformen fällt auf, daß nicht nur Hauptmarke und Gegenzeichen ihre Stellung im Bogen gewechselt haben, sondern auch die drei Könige, und diese nun in anderer Reihenfolge wie im Spiegel nebeneinander stehen.

Im Jahre 1799 hatte Kretzinger seinen langjährigen Gesellen, den Papierer J o s e p h G u g e l („Papeierseppel"), als Teilhaber aufgenommen, letzterer heiratet daraufhin 1800 Katharina Schlayer, die Nichte seiner Meisterin. In den Steuerbüchern zwischen 1800 und 1805 erscheint Johannes Kretzinger, Papierer, jeweils mit 2 fl. 4 Kr., der Papierer Joseph Gugel aber mit 40 Kr. [WBl. 16].

Im Jahr 1800 wird wieder der gekrönte Doppeladler mit leerem Herzschild und mit Zepter und Schwert bewehrt geführt. Ihm steht im andern Bogenblatt der Ortsnamen ROTTENBURG in Antiquaversalien als Wasserzeichen gegenüber. Als eine Neuerung und sonst nirgends angetroffene Erscheinung sind in den Spitzen oder Bogenecken in kleinen Kreisen oben die Namenbuchstaben Kretzingers mit einem I und einem K, unten die Buchstaben Gugels mit einem I und einem G angebracht. Unbeschnittene schöne weiße Bogen haben bei 16 Stegen 34½ cm Höhe und 43 cm Breite [WBl. 17].

Ein ähnlicher Reichsadlerbogen mit Wechsel-

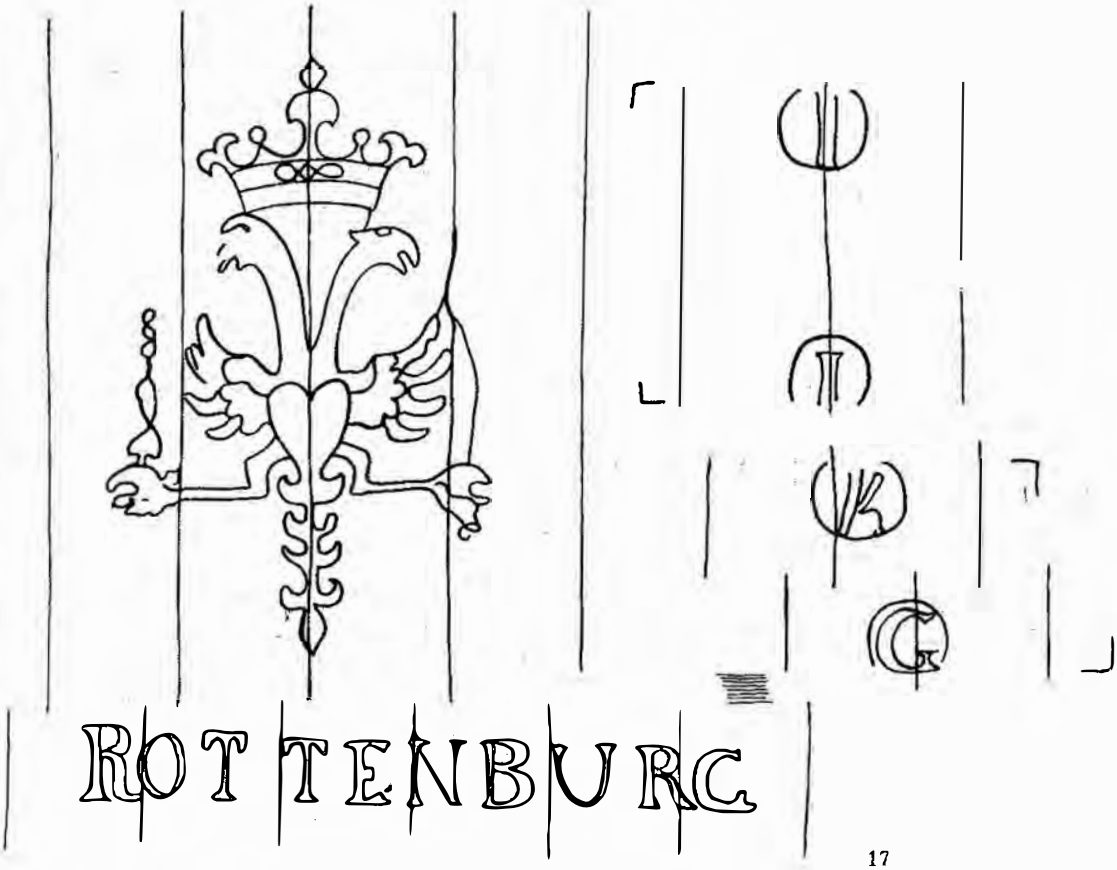


Bild 17: a) Gekrönter Doppeladler mit Zepter und Schwert, b) Rottenburg in Antiqua, in den vier Ecken des Bogens Buchstaben in Kreisen: in Blatt a) I I, in Blatt b) K G, verwendet Rottenburg 1800

form diente 1809 als Stempelpapier im neuentstandenen Königreich Württemberg.

1813 wurde ein Formenpaar mit einem in vielen Papiermühlen nachgeahmten Baselstab gefunden. Der Stab, dem Basler Wappen entstammend und von den dortigen Mühlen von Anfang an in vielerlei Formen im Wasserzeichen gebraucht, ist hier mit Mittelrippe versehen und hat ein ovales Querstück. Er sitzt in einem ovalen, aus reichen Schlaufen gebildeten Rahmen. In der anderen Bogenhälfte steht als Gegenmarke ROTHENBURG, diesmal mit th geschrieben. In den vier Bogenecken wieder die Anfangsbuchstaben der Namen der beiden Inhaber wie in dem oben beschriebenen Adlerpapier, jetzt aber freistehend. Die zweite Form des Schöpfpaares ist Wechselform. Dabei ist auch der Stab gewendet und nach (heraldisch) links, dem äußeren Bogenrand zu, gerichtet. Der Baselstab im Zierschlaufenoval kommt in ähnlichen Ausführungen auch anderwärts vor, so zum Beispiel in Volkertshausen im Hegau. In der Monographie über das Baselstabzeichen von Paul Heitz, in welcher von 300 etwa 130 Stäbe in Umrahmungen abgebildet sind, ist dieses Zeichen nicht vertreten [WBl. 18].

Nach dem Tode Kretzingers übernahm 1812 sein bisheriger Teilhaber Joseph Gugel die Papiermühle. In Fortführung der alten Tradition der Rottenburger Papiermacher fertigte auch Gugel Dreikönigspapier und verwendete analog dem früheren K & G jetzt anscheinend seine Initialen I G als Gegenmarke. Druckpapier mit diesem Wasserzeichen wurde zum Beispiel zu der bei Buchbinder J. B. Bäuerle in Rottenburg 1819 erschienenen Chronik der Stadt von Ludwig Anton Haßler benutzt. Ein vollständiges Exemplar der Gugelschen Dreikönige ist noch nicht ermittelt. Mitte der 1820er Jahre führt er schöne, tadellos gearbeitete Papiere, welche im Vorderblatt einen linksgewendeten Baselstab mit Mittelrippen und dreifachem Querstück im oben zweimal geschweiften Dreieckschild zeigen. In der hinteren Bogenhälfte ist seine Marke zu sehen: Auf einer Sokkelleiste erhebt sich ein breit ausladendes Kreuz, begleitet von den Kursivbuchstaben J und G, darüber zieht sich ein geschweifter Bogen, der eine Krone trägt. Diese Marke ist zwischen den Stegen angebracht. Die seltene Form der Markengestaltung hat ein Gegenstück in der Marke der badischen Papiermühle von F. Buhl in Ettlingen. Außerdem lesen wir in hellen Wasserlinien unten am Rande des Bogens quer über den Falz laufend in schöner Kursivschrift den Ortsnamen [WBl. 19].

Im Jahre 1828 kommt Papier mit dem Schlaufenstab als Wasserzeichen vor. Der Stab im Rahmen zeigt aber einfache schlanke Form mit hochoval zwischen den Längsseiten eingeschobenem Mittelstück. (In der Monographie Heitz nicht enthalten.) Das zweite Blatt des Bogens hat eine ähnliche Namenmarke, jedoch mit Antiquabuchstaben. Als weiteres Wasserzeichen ist genau in der Mitte des Bogens zwischen den beiden üblichen Zeichen der Ortsnamen ROTHENBURG in lateinischen Großbuchstaben angebracht [WBl. 20].

Aus dem gleichen Jahre stammt ein Bildnis-Wasserzeichen in bestem beschnittenem Papier. Der Bogen trägt in Blatt a) den Kopf im Profil und in doppelter ovaler Einfassung die Umschrift „WILHELM KÖNIG VON WURT." (Höhe 11 cm, Breite 9,8 cm), in Blatt b) unter den Initialen des Meisters den Herkunftsort „ROTHENBURG" in Antiquaschrift. Diese Wassermarke ist von dem früheren Leiter der Papierfabrik Hegge, Friedrich von Hößle, im Jahre 1923 im Wochenblatt für Papierfabrikation als einzige, leider verkleinert und unvollständig, mitgeteilt und so auch in seine Württembergische Papiergeschichte aufgenommen worden, die im übrigen nur dürftige geschichtliche Angaben über diese Papiermühle enthält [WBl. 21].

Rottenburg, seit dem 13. Jahrhundert Hauptstadt der Grafschaft Hohenberg, wurde mit dieser 1381 österreichisch. Es ist deshalb ganz natürlich, daß wir in den Wasserzeichen der Rottenburger Papiermühle immer wieder dem altösterreichischen bzw. vorderösterreichischen Wappen begegnen, dem Querbalkenschild und dem Doppeladler, der nahezu 400 Jahre seine Schwingen über der Stadt ausbreitete. Noch heute erinnert der an der Zehentscheuer in Rottenburg angebrachte schöne heraldische Doppeladler als bemerkenswertes Kulturdenkmal an die österreichische Zeit der Stadt. Der in den Jahren nach 1800, den letzten unter österreichischer Herrschaft, nochmals in Erscheinung tretende Wasserzeichen-Adler wird nach Übergang der Stadt an das neu gebildete Königreich Württemberg (1805) für immer verdrängt. An seiner Stelle wird später die Zugehörigkeit zu Württemberg kundgegeben, was ausdrucksvoller als durch das Bildnis König Wilhelms (1816—1864) im Wasserzeichen nicht geschehen konnte.

Der Papiermacher Joseph Gugel, der 1839 im Alter von 71 Jahren verstarb, war bis 1832 Eigentümer der Papiermühle. Die nachfolgende Firma, an der Ferdinand Bellino und sein Schwager, der Apotheker Johann Georg Högg, beteiligt waren, setzte als Wasserzeichen die Firmenbuchstaben F B & C in ihr Papier. Es ist das letzte bekannte Rottenburger Wasserzeichen, das in seiner geschäftlichen Nüchternheit den Anbruch des Maschinenzeitalters ankündigte. 1835 steht im Amtsgrundbuch als Eigentümer der „Papierfabrikant" Johann Wilhelm Fritz, der aber bald ban-

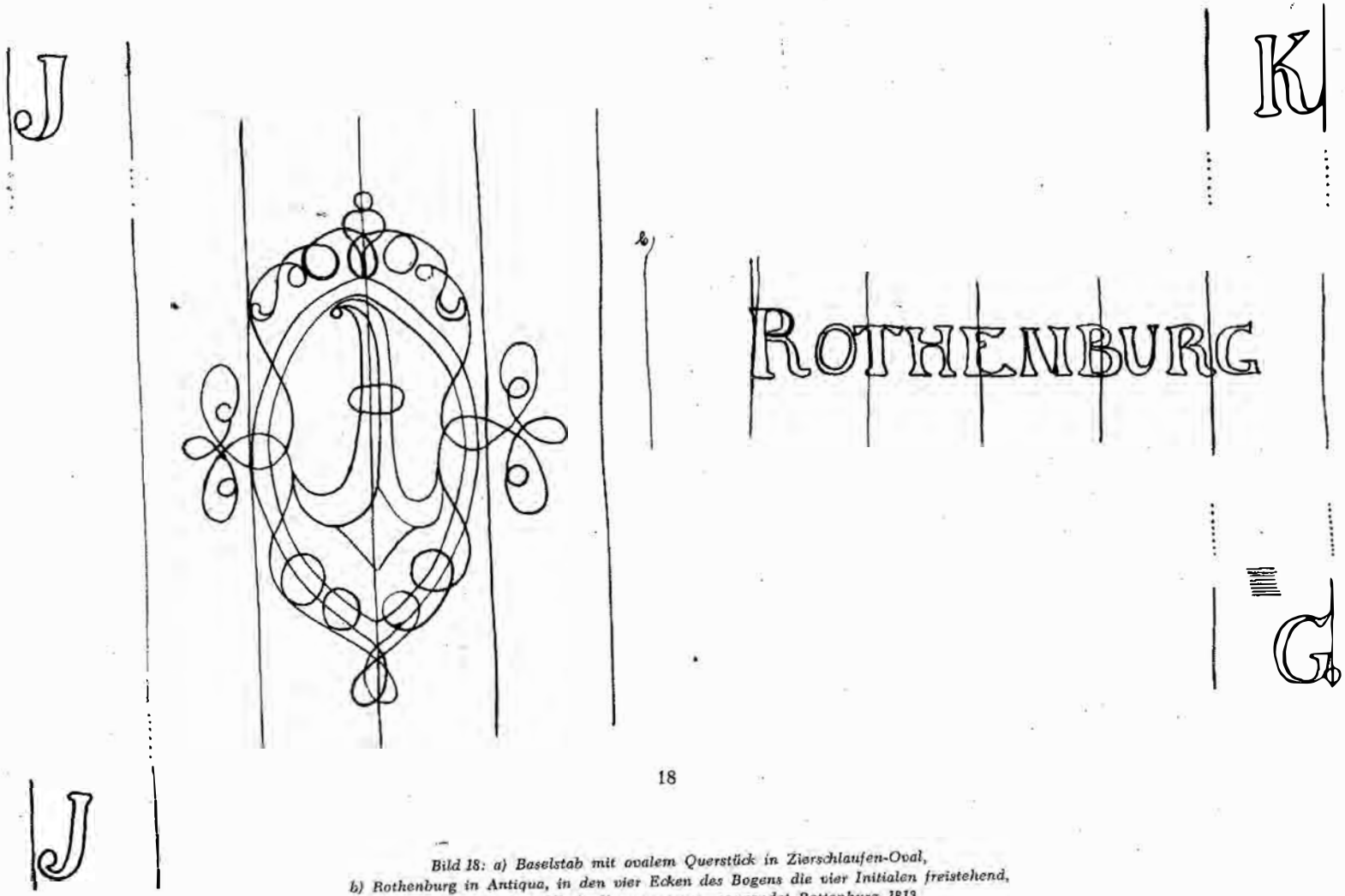


Bild 18: a) Baselstab mit ovalem Querstück in Zierschlaufen-Oval,
b) Rothenburg in Antiqua, in den vier Ecken des Bogens die vier Initialen freistehend,
Form I eines Wechselformenpaares, verwendet Rottenburg 1813

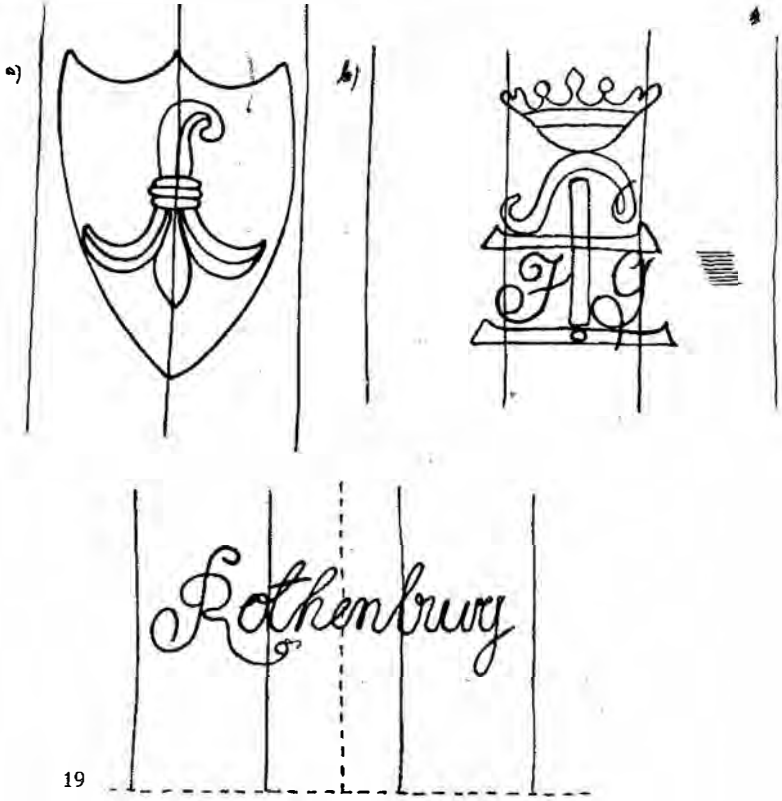


Bild 19: a) Baselstab in Wappenschild, b) gekröntes Monogramm J G kursiv, unten quer über den Falz laufend Rothenburg in Cursiv, verwendet Rottenburg 1812

kerott machte. Die Eigentümer wechseln nun oft. Auf Martini 1845 wurde die an dem Papiermühlenanwesen haftende Realabgabe als Konzessionsgeld mit einem Ballen guten Schreibpapiers im alten Werte von 15 Gulden zum letzten Male erhoben. In diesem Jahre hat das Papierwerk als solches zu existieren aufgehört. Es wurde in eine Mahlmühle umgewandelt, aus der später eine Hammerschmiede und schließlich eine Gipsmühle hervorgingen.

Überblicken wir die von der Rottenburger Papiermühle im Laufe der Jahrhunderte gefertigten Papiere und ihre Wasserzeichen, dann müssen wir anerkennen, daß die Meister dieses Papierwerks stets mit viel Sinn und Geschmack für die von ihnen erzeugten Papiere zu werben wußten. Sie haben dabei in Übereinstimmung mit Papiermacherbrauch und -überlieferung die Wasserzeichen als persönliche Marken gestaltet, oder die Motive der Darstellungen aus dem früher die ganze Öffentlichkeit beherrschenden Glaubensleben gewählt, hauptsächlich aber und von Anfang an im Filigran die Zugehörigkeit zur jeweiligen Herrschaft, zum Konzessionsgeber und zur Stadt zum Ausdruck gebracht. Neben der Kreuzesschlange als Glaubenssymbol und dem Jesuitenmonogramm stellen die volkstümlichen Figuren der Heiligen Drei Könige wohl das markanteste Zeichen dar.

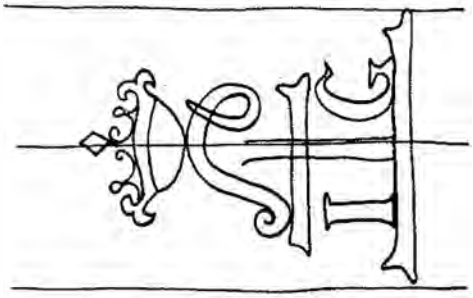
Die Herstellung der Wasserzeichen bringt es mit sich, daß aus dem spröden Werkstoff nur linien- und umrißhafte, stilisierte Gebilde geschaffen werden können. Als Besonderheit darf festgehalten werden, daß in Abkehr von der überlieferten Sitte, wie bei aller echten Volkskunst nur überpersönliche und zeitlose Motive zum Gegenstand von Wasserzeichen zu wählen, zu Beginn des 19. Jahrhunderts der Versuch mit der Darstellung des Porträts des Landesherren gemacht wurde. Dieses, dem individualistischen Charakter der neuen Zeit entsprechende Bildnis-Wasserzeichen zeugt von einem Höchststand der alten Kunstfertigkeit in der Herstellung der Drahtwasserzeichen, die nach dieser letzten Blüte

jäh absinkt und durch die aufkommende Papiermaschine für lange Zeit vollständig in den Hintergrund tritt.

So kann die Entwicklung der bisher bekannten Rottenburger Wasserzeichen als ein typisches Beispiel für die allgemeine Entwicklungslinie der alten Wasserzeichenkunst angesehen werden. Die systematische Ermittlung der Wasserzeichen in den einschlägigen Archiven und an sonstigen Stellen wird es ermöglichen, die noch lückenhafte Reihe der Wasserzeichen dieser Papiermühle zu ergänzen und unter Ermittlung der Urpaare zu vervollständigen und zugleich dazu dienen, die Rechtsgeschichte der Mühle weiter zu klären, bzw. sie zu bestätigen. Auf diese Weise wird die Erhebung der Wasserzeichen Hand in Hand mit der archivalischen Forschung eines Tages die Darstellung eines vollständigen Geschichtsbildes dieses nicht unbedeutenden Papierwerks Wirklichkeit werden lassen. Andererseits können dann die nach Herkunft und Verwendungszeit ermittelten Wasserzeichen als ein nicht zu verachtendes, gelegentlich sogar ausschlaggebendes Hilfsmittel zur Bestimmung undatierter Schriftstücke aller Art herangezogen werden.

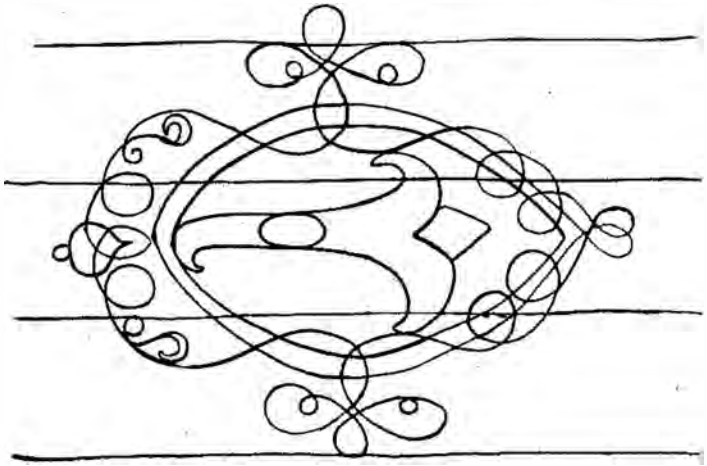
Unter allen Künsten und Gewerben war die weiße Kunst der Papiermacherei, die ältere Schwester der schwarzen Kunst, zu drucken, lange Zeit ein unbeachtetes Stiefkind der Heimatforschung und der Sammler gewesen. Mögen diese Zeilen Anregung dazu geben, auch dem Papier und seinem Wasserzeichen als einem wesentlichen Teile deutscher Kulturleistung fördernde und forschende Freunde zu gewinnen[4].

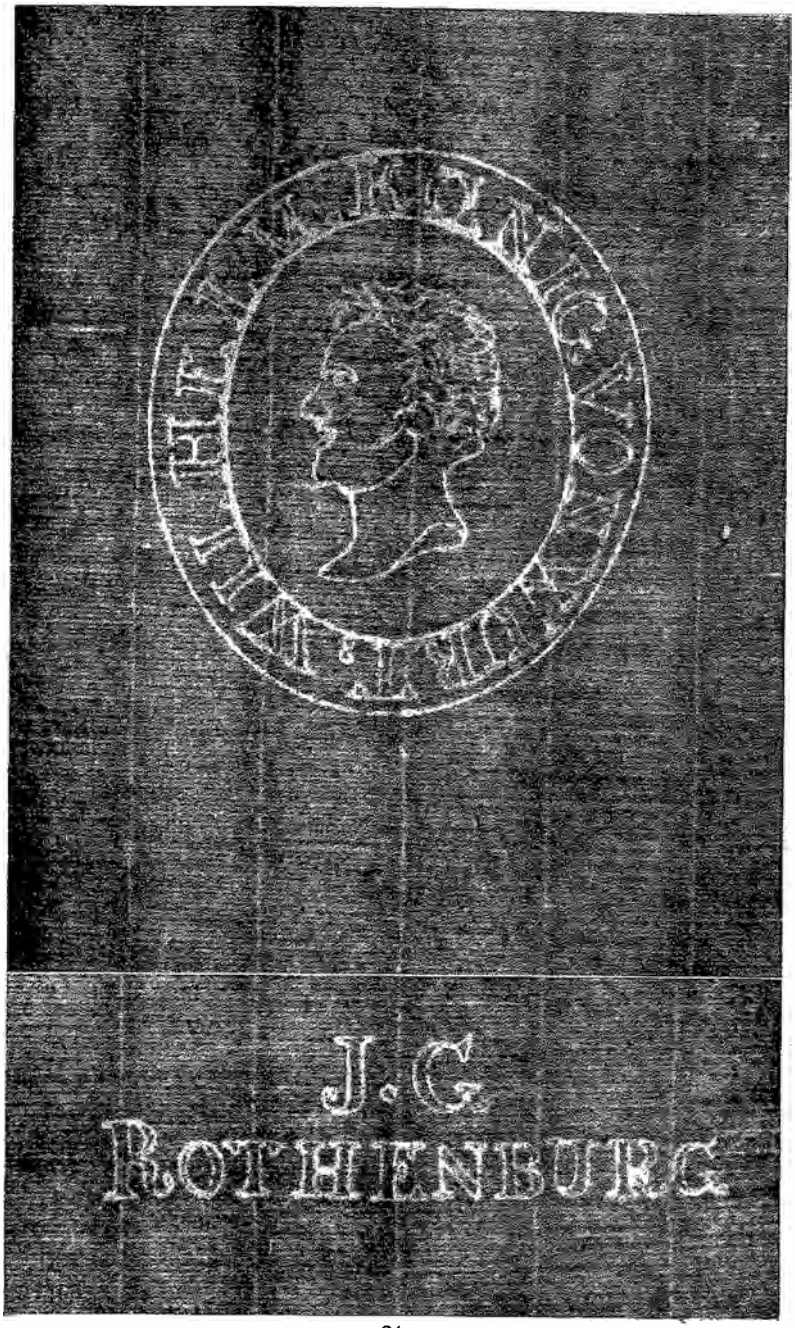
[4] 1926 schrieb Dr. Weiß sen. der Red.: „Rottenbg. Papier mit dem Namen der Stadt als Wasserzeichen fand ich im Badischen, z. B. in den vormals vorderösterreichischen Teilen der Ortenau, den Gebieten des Fürstbistums Straßburg und der Markgrafschaft Baden, meist im Zusammenhang mit dem von Rottenburg ausgehenden Salzhandel."



20

Bild 20: a) Baselstab, belegt mit Oval, in Zierschlaufen-Oval, b) gekröntes Monogramm I G in Antiqua, in der Mitte des Bogens quer über den Falz laufend Rothenburg in Antiqua. Form I eines Formenpaares, verwendet Rottenburg 1823





21

Bild 21: a) In Doppel-Oval Profil, Umschrift Wilhelm König von Würt., b) J G darunter Rothenburg in Antiqua, verwendet 1828 (2/3 natürlicher Größe)

Quellennachweis und Literaturverzeichnis

Papiergeschichtliche Sammlungen Dr. Weiß, begründet von Dr. Karl Theodor Weiß, jetzt in Erfurt.

Wasserzeichen-Sammlung des Stadtarchivs Rottenburg a. N., Archivalien des Stadtarchivs Sigmaringen.

Von Lehrer Alfons Bock gefertigte handschriftliche Auszüge aus Kirchenbüchern, Kaufbüchern, Deputationsprotokollen, Städt. Rechnungsbänden, Spitalrechnungsprotokollen, Oberamtsakten und dgl. m.

Briquet, C. M., Les filigranes, Dictionnaire historique des marques du papier, Genf, Paris, Leipzig 1907.

Buhl, A., Die ehemalige Papiermühle zu Rottenburg. In: „Sülchgauer Scholle" Beiblatt der Rottenburger Zeitung und Neckarbote Rottenburg, 5. Jg. Nr. 6 vom 15. Juni 1929.

Buhl, A., Erinnerungen an die Rottenburger Papierer. In: Tübinger Chronik, Tübingen, vom 8. und 9. April 1943.

Dümler, Wolfgang Jakob, Erneuerter und vermehrter Baum- und Obstgarten, Nürnberg 1664.

Heitz, Paul, Les filigranes avec la crosse de Bâle, Strasbourg 1904.

Hößle, Friedrich von, Württembergische Papiergeschichte, Biberach (1925) S. 80.

Weiß, Karl Theodor, Die Papiermühle zu Stockach, ihre Geschichte und ihre Wasserzeichen. In: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees 1915, Heft XLIV, S. 14 ff.

Weiß, Karl Theodor, Deutsche Wappen-Wasserzeichen. In: Deutscher Herold 1915, Tafl. 6 mit Abbildungen von Jesuiten-Wasserzeichen.

Weiß, Karl Theodor, Das Greizer Schlängle. In: Das Papier, 2. Jg., Heft 19/20, vom 8. Dezember 1948.

Weiß, Wisso, Dreikönig in Volksbrauch und Wasserzeichenkunst. In: Schwarzwälder Sonntagspost, Beilage zur Schwarzwälder Post, Oberndorf, vom 7. Januar 1949.

Zollernheimat, Jg. 1936, Nr. 10/11

Liste der Rottenburger Wasserzeichen

Vergleiche Fußnote Seite 18

Bild		Seite
1	Einfacher Querbalkenschild (Österreich) seit 1550 verwendet	18
2	Kleiner Adler, Brust bel. mit Querbalkenschild, 1581 verwendet	18
3	Jesuiten-Emblem im Strahlenkranz, 1654 verwendet	20
4	Schlange mit Kreuz auf Querbalkenschild, 1660 verwendet; im unteren Feld des Schildes I B (= Jakob Böhm?).	20
4a	Der Querbalkenschild, allein und darüber seitlich I B in Druckpapier: Nic. Rittershusius, Genealogiae imperatorum, Tübingen, 1658 verwendet	20
5	Querbalkenzierschild beseitet unten mit MG (Matthes Grötzinger), 1667 verwendet	21
6	Kreuzschlange auf R-Schild beseitet mit MG, 1640/1680 verwendet	21
7	Schlangenstab auf leerem Schild beseitet mit MG, 1680 verwendet	21
8	Schlangenstab über R-Schild, darunter I G (Hans Jakob Grötzinger), 1691 verwendet	22
9	Schlange an Blattstab, darunter I G, 1695 verwendet	23
10	Zierstück (Querbalkenschild?), darunter beseitet I G, 1701 verwendet	23
11	Sechsstrahliger Stern von Jakob Grötzinger, 1753 verwendet	23
12	Gekrönter Doppeladler mit Zepter und Schwert über I R P (Joh. Peter Rhein), 1769 verwendet	24
13	Zwölfstrahliger Stern, Form I eines Formenpaares, 1762 verwendet	25
14	Sechsstrahliger Stern mit sechs Sternkeilen, Form II eines Formenpaares, 1784 verwendet von Johann Grötzinger	25
15	Heilige Dreikönige auf Sockelleiste, darüber Stern auf b). Auf a) I H K, Form II eines Wechselformenpaares, verwendet 1795	26
16	a) wie 15.; K & G (Kretzinger und Gugel); Form I eines Wechselformenpaares, verwendet 1810	26
17	Gekrönter Doppeladler mit Zepter und Schwert auf a), Rottenburg in Antiqua, auf b); in den vier Ecken des Bogens Buchstaben in Kreisen: in Blatt a) I I, in Blatt b) K G, verwendet 1800 (Joh. Kr. und Josef Gugel)	27
18	a) Baselstab mit ovalem Querstück in Zierschlaufenoval, b) Rothenburg in Antiqua, in den vier Ecken des Bogens die vier Initialen freistehend; Form I eines Wechselformenpaares, verwendet 1813	29
19	a) Baselstab in Wappenschild, b) gekröntes Monogramm J G (Josef Gugel) in Kursiv, unten quer über Falz laufend Rothenburg in Kursiv, verwendet 1812.	30
20	a) Baselstab belegt mit Oval in Zierschlaufen-Oval, b) gekröntes Monogramm I G in Antiqua, in der Mitte des Bogens quer über den Falz in Antiqua Rothenburg; Form I eines Formenpaares, verwendet 1828	31
21	In Doppel-Oval Profil, Umschrift Wilhelm, König von Württ., b) I G, darunter Rothenburg in Antiqua, verwendet 1828	32

Aus der Geschichte des Johanniterordens

VON M. WALTER, RANGENDINGEN

Die Johanniter haben ihren Namen von ihrem Schutzpatron, dem hl. Johannes dem Täufer. Ihr voller Titel lautet: Ritterorden des hl. Johannes des Täufers vom Hospital zu Jerusalem. Später hießen sie Rhodeserritter, als sie ihren Sitz auf der Insel Rhodus hatten, und dann Malteserritter, als sie die Insel Malta zugewiesen bekamen.

Weißes Kreuz auf schwarzem Mantel

Der Haupttitel weist auf ihre erste Wirkungsstätte, auf das Hospital in Jerusalem hin. Dort liegt südlich von der Grabeskirche ein Stadtteil, der den arabisch-persischen Namen Muristan führt, was Krankenhaus oder Hospital bedeutet. Auf diesem Platze soll schon Papst Gregor der Große im 6. Jahrhundert eine Herberge zur Pflege der Pilger gegründet haben, die von Karl dem Großen erneuert worden sein soll. Auch die im Orient handeltreibenden Kaufleute aus Amalfi errichteten Herbergen und bauten auf diesem Platze Kirchen, so S. Maria Latina. Daneben entstand ein Hospital der Benediktiner, das nach der Eroberung von Jerusalem durch die Christen im ersten Kreuzzug im Jahre 1099 unter dem tatkräftigen Bruder Gerard zu großer Bedeutung gelangte. Er faßte die Pfleger des Hospitals zu einer Genossenschaft zusammen, die als Abzeichen einen schwarzen Mantel und ein weißes Kreuz trug, das an jedem der vier Balkenenden zwei Spitzen hat und so eine achteckige Figur bildet, das Johanniter- oder Malteserkreuz.

Von Jerusalem nach Rhodus

Die neue Genossenschaft nahm bald den Charakter eines Ordens an, der sich die Aufgabe stellte, die Pilger zu pflegen und ihnen militärischen Schutz angedeihen zu lassen. Bald entstanden in Hafenstädten und an verkehrsreichen Straßen Niederlassungen des neuen Ordens. Der Nachfolger von Bruder Gerard, der erste Meister Raimund de Puy (1120—1160), ließ in der Nähe von S. Maria Latina große Gebäude zur Unterbringung und Pflege der Pilger errichten. Aber im Jahre 1187 eroberte Saladin Jerusalem und die Johanniter mußten die Stadt verlassen. Ihre Gebäude blieben bestehen und wurden als milde Stiftung der Omarmoschee überwiesen. Im 14. Jahrhundert konnte die Herberge noch gegen 1000 Pilger aufnehmen. Dann überließ man die Gebäude und auch die Kirchen dem Zerfall. Als im Jahre 1869 der Kronprinz Friedrich von Preußen, der nachmalige Kaiser Friedrich III., anläßlich der Eröffnung des Suezkanals auch Jerusalem besuchte, schenkte ihm der Sultan Abd ul Asis den östlichen Teil des Muristans, wo die Ruinen der S. Maria Latina standen, für die Krone Preußen. Auf der Stelle der alten Kirche entstand dann die deutsche, evangelische Erlöserkirche, die am 31. Oktober 1898 unter Anwesenheit von Kaiser Wilhelm II. und der Kaiserin Auguste Viktoria eingeweiht wurde. Das Nordportal der Erlöserkirche ist das erhaltengebliebene Hauptportal von S. Maria Latina. Es bildet so eine letzte Erinnerung an die einstige Wirkungsstätte der Johanniter in Jerusalem.

Sie verlegten ihren Sitz nach ihrer Vertreibung aus Jerusalem zuerst nach Akkon und als dieses im Jahre 1291 fiel, für kurze Zeit nach Cypern und 1310 nach Rhodus. Der Aufenthalt auf Rhodus ist durch Schillers Gedicht: „Der Kampf mit dem Drachen" in weiteren Kreisen in Erinnerung geblieben. Der Dichter hat eine alte Sage, nach der ein Johanniterritter auf Rhodus einen gefährlichen Drachen getötet haben soll, zu einer wirkungsvollen Ballade gestaltet und dabei gleichzeitig einen Blick in das innere Ordensgefüge gewährt.

Ordensritter aus unserer Gegend

Auch heimatliche Erinnerungen verknüpfen uns mit den Rittern auf Rhodus, besonders mit ihren Heldenkämpfen, die sie gegen die Türken auf ihrem vorgeschobenen Inselposten zu bestehen hatten, da Ordensritter aus unserer Gegend an diesen Kämpfen teilnahmen. Ich nenne Hans von Ow aus der Linie Ow-Wachendorf, der seit 1465 die zweithöchste Würde im Orden, die des Johannitermeisters in deutschen Landen, inne hatte.

Er eilte im Frühjahr 1480, als der Ordensmeister zur Verteidigung gegen einen befürchteten türkischen Angriff aufrief, noch im hohen Alter nach Rhodus. In seiner Begleitung befand sich Georg von Ow-Hirrlingen, Komtur des Ordens zu Rottweil. Gegen 7000 Ordensritter waren dem Rufe ihres Meisters gefolgt. Sie hatten Rhodus gegen 100 000 Türken zu verteidigen. Der Orden hat den schweren Angriff erfolgreich abgeschlagen. Dieser glorreiche Sieg wird ein stetes Ruhmesblatt des Ordens bleiben. Seine Annalen berichten, daß sich die Deutschen bei diesen Heldenkämpfen durch besondere Tapferkeit auszeichneten. Ihr Führer war der damalige Komtur von Hemmendorf, Bätz von Lichtenberg. Leider ist er nicht mehr nach Hemmendorf zurückgekehrt. Er ist im Kampfe gefallen. Als sich aber die schweren türkischen Angriffe später wiederholten und dem tapferen Orden von keiner anderen Seite Hilfe zuteil wurde, unterlag er schließlich in diesem ungleichen Kampfe. Er mußte im Jahre 1522 die Insel den Türken überlassen und sich nach einer neuen Heimstätte umsehen.

Die Malteser

Nach mehreren Jahren der Irrfahrt überließ ihm Kaiser Karl V. im Jahre 1530 die Insel Malta gegen die Verpflichtung, auch weiterhin gegen die Ungläubigen, vor allem aber gegen die Seeräuber, zu kämpfen, die damals den Verkehr im Mittelmeer sehr gefährdeten. Wie sehr sie sich dieser Aufgabe hingaben, werden wir aus den Berichten hören, die uns Augustin von Moersberg, Komtur zu Hemmendorf, von diesen Kämpfen hinterlassen hat.

Als Napoleon im Jahre 1798 nach Ägypten zog, eroberte er Malta ohne großen Widerstand. Im Jahre 1800 nahmen die Engländer die Insel in Besitz und behielten sie bis heute. Da der Orden infolge der Neuordnung der politischen Verhältnisse zu Beginn des 19. Jahrhunderts den größten Teil seiner Besitzungen verlor, ging er allmählich ein. Im Jahre 1879 wurde die Würde des Großmeisters durch Papst Leo XIII. wiederhergestellt. Der Orden setzt sich heute aus Ehrenrittern zusammen, die sich der Kranken- und Wohlfahrtspflege widmen, wie das Malteser Kinderheim zeigt, das vor einigen Jahren im fürstlichen Schloß zu Krauchenwies eingerichtet wurde. Aehnliche Aufgaben erfüllt auch der evangelische Johanniterorden, der unter anderm ein Hospiz in Jerusalem unterhält.

Niederlassungen in unserer Heimat

Noch während der Orden seinen Sitz im Heiligen Lande hatte, gründete er viele Niederlassungen und erwarb sich manchen Besitz auch bei uns. Wir treffen ihn schon im Jahre 1228 in Schwäb. Hall, wo er an einer alten Verkehrsstraße ein Spital zur Aufnahme fremder kranker Pilger und müder Wanderer erbaute und zeitweise auch das Spital der Stadt betreute. Der Komtursitz von Hall wurde später nach Affaltrach bei Weinsberg verlegt. Das Komturgebäude dort, das „Schlößchen", zeigt an seinen Läden noch das Malteserkreuz. In Dätzingen, südlich von Weil der Stadt, ging das Komturgebäude in die Hände des Freiherren und nachmaligen Grafen von Dillen über. In Rohrdorf bei Nagold erinnert die hübsche Gebäudegruppe bei der Kirche an den einstigen Komtursitz der Johanniter. In Rottweil wird der Orden seit 1277 genannt. Es würde zu weit führen, wollten wir alle Besitzungen und Berechtigungen des Ordens bei uns aufführen, nur auf Hemmendorf und Rexingen werden wir noch zurückkommen.

Die Johanniter in Hemmendorf

Im Jahre 1258 hören wir zum ersten Male von Johannitern in Hemmendorf. In diesem Jahre verkaufte der Abt Berthold von Hirsau wegen großer Schuldenlast seinen Besitz an Häusern, Wäldern und anderen Gütern in Hemmendorf an die Brüder des Hauses St. Johann. Es handelte sich dabei offenbar um das Gut, welches das Kloster Hirsau im Jahre 1140 von Konrad von Hemmendorf geschenkt bekommen hatte, als er in das Kloster eintrat. Der Besitz des Ordens vermehrte sich rasch, teils durch Schenkungen, aber auch durch Ankäufe und Austausche. Bald war ganz Hemmendorf in den Händen des Ordens, aber auch im benachbarten Dettingen, in Bodelshausen, im abgegangenen Bossenhausen, in Schwalldorf, in Weiler, in Ergenzingen und manchen anderen Orten erwarb er sich Rechte und Güter.

Der Dorfstaat

In Hemmendorf wurde eine Kommende eingerichtet, an deren Spitze ein Komtur stand, der im Namen und Auftrag des Ordens diesen kleinen, souveränen Staat leitete. Die ganze Verwaltung lag in seiner Hand. Der kleine Dorfstaat hatte seine eigene Verfassung, die Dorfordnung, die in das Vogteigerichtsbuch eingetragen war. Auch ein Landtag, ein kleines Parlament, war da, das jährlich einmal unter dem Vorsitz des Komturs zusammentrat. Jeder Bürger des Staates, der den Untertaneneid geleistet hatte, mußte an der Tagung teilnehmen. Zunächst hatte jeder Teilnehmer der Versammlung das anzugeben, was er im Laufe des Jahres „Rügbares" im Dorfe festgestellt hatte, damit Mißstände abgeschafft

und Vergehen bestraft werden konnten. Sodann mußte der Schultheiß seinen Stab und jeder Inhaber eines Amtes dieses dem Komtur zur Verfügung stellen. Hierauf gab der Komtur dem Schultheißen den Stab zurück oder übertrug das Schultheißenamt durch Ueberreichung des Stabes einem anderen Bürger des Dorfes. Der Schultheiß hatte für Ordnung im Dorfe zu sorgen und durfte Vergehen bestrafen, die mit bis zu fünf Schilling gesühnt werden konnten. Was eine höhere Strafe erheischte, gehörte zur Zuständigkeit des Komturs. Nach der Bestallung des neuen Schultheißen erfolgte die Wahl der übrigen Gemeindebeamten.

Missetäter büßen

Im Vogteigerichtsbuch waren das Leben und Treiben des Dorfes geregelt, die nötigen Gebote und Verbote ausgesprochen, die Strafen für Schimpfen und Fluchen, für Spielen, Stehlen, Betrügen, für übermäßiges Trinken, für Entheiligung des Sonntags usw. festgelegt. Wie die Ausführung im einzelnen gehandhabt wurde, sollen einige Beispiele zeigen. Am 18. Mai 1613 hatte sich der Hemmendorfer Feldschütz Hans Güttler, genannt Anderhans, im Gasthaus mit dem Scharfrichter von Hohenmühringen „überweint und vollgetrunken". Weil er aber ein armer Kerl war, der nichts hatte als kleine Kinder, so ist ihm zur Buß auferlegt worden, daß er „die Gefänckhnus und das Blockhaus" allhie zu Hemmendorf aussäubern mußte, was vordem seit vielen Jahren nicht geschehen, und damit hat er seine Buße bezahlt. Um dieselbe Zeit war der Schultheiß von Hemmendorf mit seinen Dorfbewohnern, die er seit Jahren betreute, nicht mehr zufrieden. Er gab dieser Unzufriedenheit im Wirtshause mit recht „unbescheidenen" Worten Ausdruck; er behauptete sogar, es wäre kein ehrlicher und frommer Mensch mehr im ganzen Dorfe. Eigentlich hätte diese Beschimpfung der ganzen Gemeinde mit „Gefänckhnus" bestraft werden sollen, aber der damalige Komtur Ferdinand von Muggenthal war ein praktischer Mann, der Geld und Spannfuhren für seine Neubauten brauchte. Aus „besonderer Gnade" legte er dem reumütigen Bürgermeister eine Strafe von 24 Gulden auf, die er durch Frondienst abverdienen könne. Er hat 50 Wagen Sand auf den Bauplatz geführt, eine schwere, aber wertvolle Sühne.

Ueber Leib und Leben

In den Händen der Kommende lag aber nicht nur die gesamte Verwaltung, sondern auch die hohe Gerichtsbarkeit, d. h. sie konnte über Leib und Leben richten. Als äußeres Wahrzeichen dieses hohen Rechtes war am einstigen Rathaus, der heutigen Lehrerwohnung, ein Pranger angebracht. An der Giebelfront des Rathauses befanden sich zwei Steine etwa einen Meter über dem Boden. Auf diese wurden die Missetäter gestellt und mit einem Halseisen befestigt. Sie wurden, wie man sagt, „auf den Pranger gestellt" oder „angeprangert" Mit dem Tode bestrafte Verbrecher wurden nach ihrer Hinrichtung im Schelmenlöchle beerdigt. Wer mit einem Urteil nicht einverstanden war, konnte bei dem ritterlichen Ordenshof in Heitersheim (Baden), wo der Hochmeister für den Johanniterorden in Deutschland seinen Sitz hatte, Berufung einlegen.

Die Freistätte

Wie so manche andere Johanniterkommende hatte auch die Kommende Hemmendorf das Asylrecht, d. h. eine Stätte, auf welche sich Missetäter flüchten konnten, um eine Bestrafung zu verhindern oder wenigstens zu mildern. In Hemmendorf war dieses Recht an das Brücklein gebunden, das den Krebsbach oberhalb des Schloßhofes überbrückte. Das Brücklein ist heute nicht mehr vorhanden, da die vor etwa 60 Jahren angelegte neue Straße den einstigen Zugangsweg vom Schloßhofe aus zur alten Straße durch das Schellentäle überflüssig machte. Von dieser Asylstätte wurde einst reichlich Gebrauch gemacht. Das zeigt schon die Tatsache, daß heute noch in den umliegenden Ortschaften Erinnerungen an sie vorhanden sind; zum Teil sind sogar noch die Familien bekannt, aus welchen die benachbarten Landesherren die Häscher aussandten, welche flüchtige Missetäter abfangen sollten, bevor sie das Brücklein erreichten.

Der versüßte Zehnte

Jede Verwaltung kostet Geld, auch die einer kleinen Kommende. Finanzämter gab es damals noch nicht, aber die Zehntscheuer war ein vollwertiger Ersatz dafür Der alte Riesenbau in Hemmendorf, der im Jahre 1897 abbrannte, konnte manche Zehntgarbe aufnehmen. Der einstige Einsammler der Zehnten und der sonstigen „Gülten" war vermutlich ebenso willkommen, wie der heutige Steuereinzieher. Der Ordensstaat hat die Sache dadurch etwas schmackhafter zu machen versucht, daß er eine „Ergötzlichkeit" dafür bot. In den Orten, in welchen ihm der Großzehnte gehörte, also auch in Dettingen und Schwalldorf, bekam jedes Kind, das noch nicht die hl. Kommunion empfangen hatte, am Bartholomäustag, am 24. August, einen „Zehntwecken" und jeder Erwachsene, Mann und Frau, am gleichen Tag den „Zehntkuchen"

mit einem entsprechenden Weintrunk. Bei der Aufhebung der Kommende im Jahre 1805 mußte der Staat diese „Leistungen" übernehmen, was zu manchen Auseinandersetzungen führte, bis es zur Ablösung der Verpflichtungen kam. Wie hoch die Bauern ihre „Zehntwecken" und ihre „Zehntkuchen" einschätzten, zeigte sich an der Hartnäckigkeit, mit der sie die alten Rechte verteidigten und an der Höhe der Summe, die sie für die Ablösung verlangten.

Unwillige Froner

Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts wurden herrschaftliche Güter in der Regel durch Frondienst bewirtschaftet. Auch die Kommende bediente sich für ihren umfangreichen Besitz des Frondienstes. Das war für die Hemmendorfer besonders hart, weil auf ihrer Gemarkung die meisten Güter der Kommende lagen. Oft blieb ihnen kaum mehr Zeit, die eigenen Güter richtig zu bewirtschaften. Wohl bot der Orden während der Arbeit eine gute Verpflegung, für manche Arbeit auch eine Bezahlung und schloß an die Ernte die Sichelhenke und an das Ausdreschen die Flegelhenke an; aber all das konnte nicht verhindern, daß die Hemmendorfer zweimal durch heftige Demonstrationen ihrem Unwillen gegen die umfangreichen Fronarbeiten Ausdruck verliehen. Allzueifrig ist beim Fronen nicht gearbeitet worden. Ein zeitgenössischer Beobachter meint: „Es wäre not, daß entweder der Schaffner, der Kellner oder sonst jemand aus dem Hause bei den Fronern wäre und ihnen zuspräche, damit sie desto endlicher schaffen; denn etliche sehr laß und verdrossen und unwillig sind zu frönen."

Die Leibeigenen

Zu den „Gülten" und zum Fronen kam als dritte, vielumstrittene Einrichtung im alten Staatswesen die Leibeigenschaft. Sie brachte manche persönliche Beschränkung und empfindliche Abgaben mit sich. Andererseits aber hatte der Leibherr auch die Verpflichtung, seinen Eigenleuten vor Gericht seinen besonderen Schutz angedeihen zu lassen und ihnen in Notzeiten und Notfällen zu Hilfe zu kommen. Manchmal scheinen sogar diese Vorteile die Nachteile übertroffen zu haben, sonst wäre es kaum denkbar, daß sich selbst angesehene Familien freiwillig in die Leibeigenschaft begaben.

Komture von Hemmendorf

Der Komtur war der Landesherr einer Kommende. Sein Herrschaftsbereich war durch Zwing- und Bannsteine, die in Hemmendorf zum Teil noch vorhanden sind, gegen die Nachbargebiete abgegrenzt. Innerhalb dieser Grenze besaß er die niedere und hohe Gerichtsbarkeit und auch den Kirchensatz, d. h. das Recht, die Pfarrstelle zu besetzen. Dieses Recht hatte der Komtur von Hemmendorf auch für das benachbarte Dettingen und dessen einstiges Filial Schwalldorf sowie für die Pfarrei Ergenzingen. Für Hemmendorf hat er dieses Recht wohl durch den Kauf des Fronhofes des Ortsadels erworben; denn schon im Jahre 1275 werden die Johanniter im Steuerbuch der Kirche, dem Liber decimationis, als die Herren der Pfarrei in Hemmendorf bezeichnet. Den Kirchensatz für Dettingen erhielten sie im Jahre 1319 von den Grafen von Hohenberg, den damaligen Landesherren. Als dann die von der Gemeinde Schwalldorf in Dettingen gegründete Kaplanei nach Schwalldorf übertragen und im Jahre 1437 mit Pfarrechten ausgestattet wurde, erhielten sie auch für diese Pfarrstelle das Recht der Besetzung, und zwar gemeinsam mit der Gemeinde Schwalldorf. Den Pfarrsatz in Ergenzingen schenkte Wildhans von Neuneck, der eine besondere Vorliebe für den Johanniterorden hatte, weil ihm einige Mitglieder seines Geschlechtes angehörten, seinem lieben Schwager Ferdinand von Muggenthal, Komtur zu Hemmendorf.

Dörfliche Residenzstadt

Die Komture mußten, wie alle Ordensritter, einem Adel angehören, der im Anfang mindestens vier, später acht adelige Ahnen nachweisen konnte. Recht deutlich und anschaulich sehen wir diesen Nachweis auf dem Grabstein des Komturs Augustin von Moersberg in der Kirche zu Hemmendorf, auf den wir später näher eingehen wollen. Weiterhin war Voraussetzung, daß die Ordensritter vor der Ablegung der Ordensgelübde, also vor der endgültigen Aufnahme in den Orden, den Ritterschlag empfangen hatten. Es ist eine stattliche Zahl von Herren aus allen Schichten des Adels, angefangen vom einfachen, schlichten Dorf- und Ortsadel bis zu den Söhnen aus hochadeligen Kreisen, die in einem Zeitraum von über einem halben Jahrtausend in Hemmendorf ihres Amtes walteten. Es muß ein erhebendes und prächtiges Bild für die kleine, dörfliche Residenzstadt Hemmendorf gewesen sein, wenn der Komtur mit seinem Gefolge in den schwarzen Mänteln mit dem weißen achteckigen Malteserkreuz durch das Dorf ritt.

Aus allen deutschen Gauen

Als der Ortsadel noch stärker verbreitet war, stellte er eine Reihe von Komturen. Es seien genannt Eberhard von Seebronn, drüben im Gäu,

Konrad von Rangendingen, im benachbarten Hohenzollern, Burkhard von Pforzheim, Konrad der Walch, wohl vom einstigen Niederhechingen. Aus den Reihen der Freiherren und Reichsfreiherren, der Schenken nennen wir Walter Schenk von Limpurg, Hermann Schenk von Schweinsberg, Johann Friedrich Freiherr Schenk von Stauffenberg, Freiherr Hermann von Ow, Augustin von Moersberg, Johann Jakob von Pfirt, Hans von Weitingen, Philipp von Schönborn, Franz Anton von Baden, an den heute noch das Wappen am Weihwasserstein bei der Gottesackerkapelle erinnert. Von den Grafen, die einst als Komture in Hemmendorf wirkten, seien genannt Graf Heinrich von Sulz, Felix Willibald Reichsgraf von Fugger, Graf Hugo von Tübingen, Graf Friedrich von Zollern, Graf Ulrich von Montfort, Graf Viktor Konrad von Thurn und Valsassina, der im Jahre 1811 als der letzte der Hemmendorfer Komture starb. Es ist dies nur eine kleine Auswahl, aber sie zeigt, wie alle deutschen Gaue der Kommende Hemmendorf Komture zur Verfügung stellten.

Erweiterte Aufgaben

Bei der Kleinheit des Hemmendorfer Herrschaftsgebiets konnte sein Komtur noch andere Kommenden mitbetreuen oder andere Aemter des Ordens mitversehen. So wurde häufig die Kommende Rexingen bei Horb, die noch kleiner an Umfang war, von dem Hemmendorfer Komtur mitverwaltet und umgekehrt. Graf Hugo von Tübingen, Hans von Weitingen, Betz von Lichtenberg und andere Komture von Hemmendorf gehörten gleichzeitig noch dem großen Ordensrat, der Großballei von Rhodus an. Betz von Lichtenberg war, wie wir hörten, auch der Führer der deutschen Ordensritter im Kampfe gegen die Türken auf Rhodus. Augustin von Moersberg war nicht nur Komtur von Hemmendorf, Rexingen, Dorlisheim im Elsaß, St. Johann von Bassel in Lothringen, sondern auch Prior des Ordens für Dänemark. Der schon wiederholt genannte Ferdinand von Muggenthal zu Haechsenacker, der einem alten, teils freiherrlichen, teils gräflichen Adelsgeschlecht aus Bayern angehört, leitete als Komtur nicht nur die Kommenden Hemmendorf, Rexingen, Altmühlmünster und Regensburg, sondern verwaltete als Rezeptor des Ordens für die deutschen Lande auch dessen Finanzen und hatte die Ordensgebühren einzuziehen.

Dabei war er auch ein rechter „Bauwurm", dem Hemmendorf das alte Schloß mit den noch vorhandenen Türmen und Rexingen den stattlichen Pferdestall verdankt. Ueberall finden wir sein hübsches Wappen, einen schräg aufwärtsspringenden Fuchs, selbst an der Sakristeitüre in Hemmendorf mit der Jahreszahl 1619 und den Buchstaben F.V.M.R.V.C., was wir wohl als Ferdinand von Muggenthal, Comtur und Rezeptor lesen dürfen. Außer ihm haben für Hemmendorf noch die Komture Peter Salzfaß, Augustin von Moersberg und der Reichsgraf Willibald von Fugger besondere Bedeutung. Peter Salzfaß, der einem einheimischen Adelsgeschlecht entstammt, das in Rottenburg a. N., in Trillfingen und Mühringen begütert war, hat im Anfang des 15. Jahrhunderts die Hemmendorfer Kirche gebaut. Er scheint auch das Ordenshaus in Rohrdorf bei Nagold gebaut zu haben, dessen Portal sein Wappen, ein Andreaskreuz, trägt. Augustin von Moersberg blieb den Hemmendorfern durch eine milde Stiftung bis in die Gegenwart herein in bester Erinnerung, selbst wenn sein Grabmal in der Kirche nicht ständig an ihn erinnern würde. Reichsgraf Willibald von Fugger ist der Erbauer des neuen Schlosses, das jetzt als Pfarr-, Schul- und Rathaus dient.

Verweltlichung

Die vielen Aemter, die mancher Komtur neben seiner Kommende inne hatte, bedingte oft eine längere Abwesenheit von ihr, was sich manchmal ungünstig für die Verwaltung auswirkte. Auch in Hemmendorf berichten die Akten über einige deutliche Beweise hierfür. In der inneren Struktur des Ordens hatte sich im Laufe der Zeit eine Wandlung vollzogen. Die älteren Aufgaben des Ordens, Ritterdienst und Krankenpflege, nahmen den einzelnen Ritter nur noch selten in Anspruch. Verwaltungsaufgaben waren zu seiner Haupttätigkeit geworden. Die Kommende war zuletzt eine kleine weltliche Herrschaft, der Komtur ihr Landesherr. Von den drei Arten der Mitglieder, Ritter, Priester und dienende Brüder, waren nur die Ritter übriggeblieben. Zur Besetzung der Pfarreien, in welchen der Orden den Kirchensatz hatte, mußten Welt- oder Klostergeistliche herangezogen werden. In Hemmendorf holte man für den Ort selbst, für Dettingen, Schwalldorf und Ergenzingen, solange das Kloster Bebenhausen noch bestand, Mönche von dort, später nahm man Weltgeistliche oder Franziskaner von St. Lutzen bei Hechingen. An die Stelle der dienenden Brüder waren Schaffner, Kellner, Köchinnen und Mägde getreten, die später durch Verwaltungsbeamte, Inspektoren, Köche usw. abgelöst wurden. Erst die Neuerweckung des Malteserordens im Jahre 1879 hat ihn wieder zu seinen caritativen Aufgaben zurückgeführt.

Der Reichsdeputationshauptschluß vom Jahre 1803 und die auf ihn folgenden weiteren Dekrete bedeuteten das Ende für die Kommende Hemmendorf. Am 2. Dezember 1805 erschien der Oberamtmann Pfizer von Tübingen im Auftrage der württembergischen Regierung unter militärischer Begleitung in Hemmendorf, um von dem „nicht unbeträchtlichen Objekt" Besitz zu ergreifen. Eine Ordensherrschaft von fast 550 Jahren Dauer war beendet. Der Komtur, der Jahrhunderte hindurch die Geschicke des Dorfes bestimmte, mußte seinen Posten verlassen. Hemmendorf, seine einstige Residenz, wurde einfaches Bauerndorf, das aber noch manche Erinnerung an seine bedeutsame Vergangenheit bewahrt hat.

Augustin von Moersberg und sein Geschlecht

In den vorausgegangenen Ausführungen hörten wir, daß Augustin von Moersberg zu den bedeutendsten Komturen der Kommende Hemmendorf gehörte. Auch in der stattlichen Reihe der Freiherren und Grafen von Moersberg steht er durch seine Leistungen und Taten an vorderster Stelle.

Die Stammburg

Die Herren von Moersberg haben ihren Namen von der Doppelburg Ober- und Unter-Moersberg, die im Oberelsaß hart an der Schweizer Grenze lag. Dort finden wir noch auf einem Hügel bei dem Dorfe Oberlag, in der Nähe des Städtchens Pfirt, spärliche Reste der einstigen Stammburg. Sie ist fast ebenso verschwunden wie das Dörfchen Moersberg, das einst zu ihren Füßen lag, an das nur noch ein Gutshof erinnert. Die Hauptzerstörungsarbeit an der Burg leistete das Erdbeben vom 18. Oktober 1356, das heftigste, das je in der Oberrheinischen Tiefebene verzeichnet werden konnte, dem in der weiteren Umgebung von Basel über dreißig Burgen zum Opfer fielen.

Es waren zwei Geschlechter, die sich nach den Burgen von Moersberg nannten, von denen sich jedes wieder in mehrere Linien spaltete, die durch besondere Beinamen unterschieden wurden. Noch verwickelter wird bei uns die Zuweisung zu den einzelnen Geschlechtern und deren Zweigen dadurch, daß es zwischen Pliezhausen im Kreis Tübingen und Mittelstadt im Kreis Urach ebenfalls eine Burg Mörsberg gab, nach der sich auch ein Adelsgeschlecht nannte. Diesem dürfte jener Otto von Mörsperg angehört haben, der um das Jahr 1370 in Wurmlingen bei Rottenburg genannt wird. Die württembergischen Herren von Moersberg scheinen mit den Herren von Wurmlingen verwandt gewesen zu sein, da sie dasselbe Wappen führen. Ihre Stammburg ist spurlos verschwunden, so daß sie weder in der Oberamtsbeschreibung von Tübingen, noch in der von Urach erwähnt wird; nur „Das Königreich Württemberg" nennt sie bei Mittelstadt im Oberamt Urach.

Das Wappen

Die elsäßischen Herren von Moersberg führen mehrere Wappen, die sich im Laufe der Zeit mehrfach änderten, ebenso wie auch die Schreibweise des Namens einem ständigen Wechsel unterworfen war. Das Wappen der Hauptlinie war zuerst schachbrettartig in drei übereinanderliegenden Reihen in je drei, im ganzen also in neun Felder oder Plätze gegliedert, die abwechslungsweise weiß (silbern) und rot waren. Später wurde dieses Wappen geviertelt, so wie wir es in zwei Fällen auf dem Grabstein des Augustin von Moersberg in der Kirche in Hemmendorf sehen. Zwei Viertel zeigen das schachbrettartig gegliederte alte Wappen, die anderen beiden Viertel je drei Vögel.

In österreichischen Diensten

Die Herren von Moersberg im Elsaß traten schon früh in österreichische Dienste, das zeigt schon die Tatsache, daß in der Schlacht bei Sempach am 9. Juli 1386, in welcher die Schweizer aufs neue ihre Unabhängigkeit gegenüber Österreich verteidigten und den Herzog Leopold von Österreich mit über 250 Rittern erschlugen, auch zwei Herren von Moersberg unter den Gefallenen waren. Im 15. Jahrhundert erhielten die Herren von Moersberg von Österreich die Herrschaft Belfort als Pfand für geleistete Dienste. Diese Herrschaft führte dortmals den deutschen Namen Beffert oder Beffort, d. h. Trutzburg. Sie nannten sich von da an Freiherrn von Moersberg und Beffort, wie wir auch auf dem Grabstein in Hemmendorf lesen können. In österreichischen Diensten stand auch jener Jakob Freiherr von Moersberg und Beffort, dessen Bild der berühmte Maler Hans Baldung Grien in einem wertvollen Gemälde festgehalten hat, das sich in der Gemäldegalerie in Stuttgart befindet.

Das „Württembergische Dienerbuch" führt vier Freiherren von Moersberg an, die in württembergischen Diensten standen. Ich nenne zuerst Franz Freiherr von Moersberg und Beffort, der zuerst Obervogt in Leonberg und 1552 in gleicher Eigenschaft nach Hornberg versetzt wurde, das damals zu Württemberg gehörte. Als

Obervogt am Schwarzwald verheiratete er sich am 8. Oktober 1554 zu Hornberg in dritter Ehe mit Juliane von Nidbruck. An dieser Hochzeit nahm Herzog Christoph besonders warmen Anteil. Er beauftragte den Hans Heinrich von Neuneck zu Glatt, an seiner Stelle der Hochzeit beizuwohnen, der Braut die üblichen Glückwünsche darzubringen und ihr die mitgesandte goldene Kette zu überreichen. Von 1571—1583 war ein Onkel von Augustin von Moersberg, der Freiherr Heinrich von Moersberg, Obervogt zu Schorndorf. Von ihm hebt das „Dienerbuch" rühmend hervor, daß er sich durch eine seltene Redlichkeit ausgezeichnet habe und deshalb der deutsche Camillus genannt worden sei. Sein Nachfolger als Obervogt zu Schorndorf war der Bruder von Augustin, der Freiherr Hieronymus, der zugleich auch württembergischer Marschall und später Obervogt zu Neuenbürg war. Außer ihm hatte Augustin noch einen Bruder Karl, der auch Johanniter-Ritter war, und sieben Schwestern, von denen drei verheiratet waren. Seine Lieblingsschwester Brigitta führte ihm bis zu ihrer Verheiratung den Haushalt in seiner Kommende zu Dorlisheim. Nach ihrer Verheiratung verlegte er seinen Wohnsitz nach Hemmendorf. Der Sohn seines Bruders Hieronymus, sein Neffe Georg, wurde 1623 auch Obervogt am Schwarzwald zu Hornberg. Er war mit Dorothea Susanna, der Tochter des Grafen Wallrab von Gleichen, der Erbin von Blankenhain und Kranichfeld in Thüringen, südlich von Weimar, verheiratet. Um das Erbe seiner Gemahlin übernehmen zu können, schied er aus dem württembergischen Dienste aus und wurde der Begründer der thüringischen, gräflichen Linie der Herren von Moersberg, die aber schon mit seinem Sohn Ludwig Friedrich Graf von Moersberg ausgestorben zu sein scheint. Die Tochter von Georg, Sophie, vermählte sich mit Christian Günther Graf zu Schwarzburg-Arnstadt. Die Grafen von Schwarzburg-Arnstadt verlegten ihren Sitz 1681 nach Sondershausen und nannten sich Grafen von Schwarzburg-Sondershausen. Diese verwandtschaftlichen Verhältnisse muß man kennen, um zu wissen, weshalb der wertvollste Nachlaß des Hemmendorfer Komturs Augustin von Moersberg, seine kostbare Handschrift, heute wohlverwahrt in der Thüringischen Landesbücherei in Sondershausen liegt.

Auch die süddeutsche-österreichische Linie der Herren von Moersberg, die ebenfalls in den Grafenstand erhoben worden war, ist ausgestorben. Ihr letzter Vertreter scheint Johann Albrecht Graf von Moersberg gewesen zu sein, der als Statthalter von Niederösterreich im Jahre 1686 starb.

Augustin v. Moersberg als Ordensritter auf Malta

Augustin von Moersberg, der Komtur zu Hemmendorf, hat eine besondere Bedeutung dadurch erlangt, daß er all das, was er in seinem kurzen, aber vielbewegten Leben erfahren, erforscht und unternommen hat, getreulich aufschrieb und mit wertvollen Zeichnungen erläuterte. Dies hebt schon die im Jahre 1644 erschienene „Topographia Alsatiae" von Zeiler-Merian hervor, indem sie bei der Erwähnung von Dorlisheim im Elsaß, wo Augustin auch Komtur war, von ihm sagt, daß er „seine schönen und weiten Reysen fast durch die gantze Christenheit und Europam, auch andere Theil der Welt geschriebener hinderlassen" habe.

Lange Zeit verschollen

Diese für die Kultur- und Sittengeschichte, aber auch für die Weltgeschichte und historische Länderkunde gleich wichtigen Aufzeichnungen galten lange Zeit als verschollen, bis sie im Jahre 1893 im Fürstlichen Archiv in Sondershausen von Martin Wagner durch einen glücklichen Zufall entdeckt wurden. Wie sie dorthin kamen, ist uns jetzt klar, nachdem wir oben die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den Herren von Moersberg und den Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen kennen gelernt haben. Augustin hat das wertvolle Werk seinem Bruder Hieronymus vermacht, was dieser auf dem ersten beschriebenen Blatt unter der Jahreszahl 1606, ein Jahr nach dem Tode Augustinus, vermerkt: „Dieses buech hat mier mein geliebter brueder Herr Augustin seligen gedechtnuss Malteserordens und Großprior in Dennemark nach seinem Dot verschaft und zugende lassen, dem Got ein frölliche Uferstehung verlyhen wolle und unss allen. Amen."

Martin Wagner hat unter dem Titel: „Ein deutscher Malteserritter des 16. Jahrhunderts" in den „Preußischen Jahrbüchern", 93. Band, Auszüge aus diesen Aufzeichnungen veröffentlicht, denen wir hier folgen, zumal das Original gegenwärtig noch nicht greifbar ist.

Die Aufzeichnungen gliedern sich in drei Bücher, von denen das erste die Geschichte des Johanniterordens bis zum Eintritt von Augustin in den Orden erzählt. Es enthält auch die Sage von dem Kampf mit dem Drachen, durch Zeichnungen erläutert. Schiller hat aber nicht die Aufzeichnungen von Augustin als Quelle für seine eindrucksvolle Ballade benützen können, da sie dortmals nicht bekannt waren, sondern er benutzte das, was der Franzose Vertot in seiner, im Jahre 1726 erschienenen Geschichte der

Hospitalritter von St. Johann zu Jerusalem über diesen Kampf berichtet; er hat auch die Übersetzung dieses Werkes veranlaßt und mit einem Vorwort versehen.

Das zweite Buch bringt die Erlebnisse Augustins während seines Aufenthalts auf Malta, auf die wir nachher näher eingehen. Im dritten sind seine Reisen durch Europa geschildert. Die Niederschrift war in der Hauptsache am 1. April 1603 abgeschlossen. Augustin war dortmals 51 Jahre alt. Innerhalb der Aufzeichnungen ist immer wieder Raum zum Nachtragen von Zahlen und für weitere Zeichnungen freigelassen, aber dieser Raum blieb leider unausgefüllt; denn der Tod hat diesem tüchtigen und unternehmungslustigen Manne die Feder und den Zeichenstift allzufrüh aus der Hand genommen. Er starb schon am 20. Februar 1605, im Alter von 53 Jahren.

„Ein recht fegfür"

Wir wollen nun zunächst etwas von dem hören, was Augustin auf Malta erlebte. Wie wir wissen, hat Kaiser Karl V. (1519—1556) die Johanniter, als er ihnen im Jahre 1530 die Insel Malta überließ, verpflichtet, vor allem das Seeräuberunwesen im Mittelmeer zu bekämpfen und den Ungläubigen möglichst viel Abbruch zu tun. Sie haben diese Aufträge getreulich ausgeführt. Es schaudert einen, wenn man die Berichte von Augustin über die rohe, unmenschliche Kampfesweise jener Zeiten liest, aber die Menschheit von heute hat kein Recht mehr, über die Kämpfer der damaligen Zeit ein hartes Urteil zu fällen; denn sie radiert selbst ganze Städte vom Erdboden weg und läßt nichtkriegführende Menschen, Kranke, Greise, Frauen und Kinder jämmerlich unter den Trümmern umkommen.

Augustin hat zwanzig Kriegszüge im Mittelmeer mitgemacht. Er berichtet uns zunächst über die Einrichtung, Ausstattung und Bemannung der Galeeren, der Kriegsschiffe jener Zeit. Die Zahl der Ruderer auf einem solchen Schiffe war oft doppelt so groß als die der Krieger. Meist setzten sie sich zusammen aus etwa 130 gefangenen Türken, 75 Christen, die von ihren Landesherren zu Galeerenstrafen verurteilt worden waren, und etwa 55 Freien, die um Sold dienten. Ihre Aufseher mußten unbarmherzige Leute sein, um ihre oft widerwillige Mannschaft in Ordnung zu halten und zu einem gleichmäßigen und kräftigen Rudern anzuspornen. Das Leben der Ruderer war „ein recht fegfür oder zeitlich buess", wie Augustin meint. Gar oft mußte die letzte Kraft aus ihnen herausgeholt werden, besonders wenn es galt, einem überlegenen Verfolger zu entrinnen, von dem die rudernden gefangenen Türken Befreiung erhofften. Manchmal dienten die Fahrten nur dazu, um Schiffe zu kapern und ihre oft recht wertvolle Ladung nach Malta zu bringen; schlimmer wurde es, wenn sich ein Schiff zur Wehr setzte und gefährlich, wenn man mit einem der wohlausgerüsteten türkischen Kriegsschiffe zusammenstieß. Beim entscheidenden Kampfe nahmen die Türken Massla oder Haschisch zu sich. In ihrem Masslarausch kämpften sie wie Rasende. Hie und da gab es auch friedliche Szenen, so wenn an der nordafrikanischen Küste mit den „weißen Mohren" Trinkwasser gegen allerlei europäischen Kram ausgetauscht wurde

Besuch daheim

Nach sechs harten Kampfjahren, in denen er manche Lebensgefahr bestand, machte Augustin einen Besuch in Deutschland. Nach seiner Rückkehr wurde er nur noch im innern Dienst des Ordens oder zu wichtigen Gesandtschaften verwendet. Gerne machte er Fahrten der Ordensschiffe nach der Insel Sizilien mit, wenn sie dort auf der alten Kornkammer des Mittelmeers Getreide holten. Die Bewohner der Insel gefielen ihm nicht. Er fand sie faul, diebisch, wankelmütig, listig, ungetreu, immer bereit, ihre Herren zu wechseln. Mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgte er den Anbau des Zuckerrohrs, das die Araber nach der Insel gebracht hatten. Auch von dem Baumwollanbau dort weiß er zu erzählen. Die Lieblingsspeise der Sizilianer waren dortmals schon die Maccaroni, „so seint gebachen nudeln von Daig gemacht".

Am feuerspeienden Ätna

Die gewaltigste Naturerscheinung der Insel, der feuerspeiende Ätna, weckte Augustins besonderes Interesse. Als im Jahre 1575 die Ordensgaleeren mehrere Tage in Catania verweilten, unternahm er mit zehn Rittern und ihren Dienern unter Führung von ortskundigen Leuten eine Besteigung des gefährlichen Berges. Der Aufstieg dauerte drei Tage, da man sich durch manche Wildnis durcharbeiten und des Rauches wegen weite Umwege machen mußte. Der Hauptkrater bot einen Blick in eine schwarze, dampferfüllte Tiefe, deren Dunkel durch blitzartige Feuerstrahlen erhellt wurde. Das Donnern und Krachen im Innern des Berges war so stark, daß man sich nur durch Winken verständigen konnte. Die Luft erfüllte ein kaum erträglicher Schwefelgestank. Das Gestein war so heiß, daß die wagemutigen Bergsteiger die Schuhe verbrannten.

Als gründlicher Forscher schlug sich Augustin einige Stücke von dem Gesteine ab, das den Kraterrand umgab. Es war eine rotgelbe Masse, die im Feuer mit Prasseln verbrannte. Der Abstieg konnte in einem Tage gemacht werden. Auch das alte Syracus hat er aufgesucht, wo „der große Tiran Dionisius, ein könig" gewohnt hat, der uns aus Schillers „Bürgschaft" bekannt ist, und auch den Raum, „das Ohr des Dionysus" genannt, mit seiner merkwürdigen Schallbrechung, wo „vor Jaren der könig solche ortt dazu gebraucht und vil hören mögen, was man in diesem ortt herumb etwas wenig laut geredt hatt."

Augustin v. Moersberg auf Reisen in Europa

Augustin von Moersberg wurde im Jahre 1587 Komtur von Hemmendorf, Rexingen, Dorlisheim und St. Johann von Basel. Aber den unternehmungslustigen Mann litt es noch nicht zu Hause. Sein Wissensdurst und seine Reiselust trieben ihn weiter hinaus in die Fremde, um die Welt kennen zu lernen und im Verkehr mit tüchtigen Menschen neue Anregungen zu empfangen und in geeigneten Fällen solche zu geben. Manchmal reiste er auch im Auftrage des Ordens oder um ausgeliehene Gelder einzukassieren.

Etwas für den Pferdeliebhaber

Seine erste Reise als Komtur, die er am 1. Mai 1589 antrat, führte ihn durch Schwaben, Franken, Thüringen und Sachsen. Wir erwähnen nur den tiefen Eindruck, den der stattliche Pferdestall in Dresden auf ihn machte. In einem umfangreichen, zweistöckigen Gebäude, das einen stattlichen Hof umschloß, waren großartige Einrichtungen für eine gründliche und allseitige Pferdepflege vorhanden. Wir verstehen des Komturs Begeisterung für diese Dinge, weil wir wissen, welch hohen Wert die Johanniter auf eine richtige Pferdezucht und Pferdepflege legten. Das zeigen schon der Pferdestall in Rexingen und der einstige Reithof in Hemmendorf.

„Leuss und fhlö kein Mangel"

Im Mai des Jahres 1590 wollte er seine zweite Reise antreten, aber ein Leiden, das er sich offenbar bei den entbehrungsreichen Kriegszügen auf Malta geholt hatte, zwang ihn zu einem mehrwöchentlichen Kuraufenthalt in Wildbad. Die Ruhe des Badelebens paßte ihm nicht. „Verlor mein zeit, verdhat mein gelt", klagt er. Endlich, am 9. Juli, durfte er Wildbad verlassen. Die Reise führte ihn zunächst über Stuttgart nach Ulm und zwar über das damals besonders vom Adel vielbesuchte Tierbad bei Welzheim, das heute verschwunden und vergessen ist. In Ulm mietete er für sich und seine drei Begleiter ein Schiff. Mit diesem fuhren sie bis Wien und von da dann mit dem Wagen über Raab und Komorn nach Oswiecim (Wieliczka), wo sie das damals schon berühmte Salzbergwerk besichtigten. In Krakau versahen sie sich mit den nötigen Lebensmitteln für die Weiterreise nach Warschau; denn es gab bis dorthin kaum etwas zu essen und zu trinken. In den Herbergen, in welchen sie übernachten mußten, „whar hauss, stuben, kamer, küchen, kue-, pferd-, sau-, hüner-, dauben-, gensstall alles ein Ding. Die Seu maussten rummer in disem palast schier die gantz nacht mit yrem grummen und suechten, ob nit einer etwan ein stuck brott im sack verwart hatt, das sie bald whar namen ... Aber die hüner und tauben wharen die besten, sassen ob uns uf einer stangen hin und wider in disem fürstlichen hauss; die dhaten sonst niemant kein schaden, allein mues man das angesicht etwas zuedecken, damit keim die Eyer filicht in das Maul fielen ... leuss und fhlö mancherley, do war kein mangell, sonder ein überfluss."

Wirtschaftliche Neigungen

In Warschau blieb er eine Woche und wurde vom König Sigismund und vom polnischen Adel, von dem mancher einst als Ordensritter auf Malta seinen Geldbeutel leihweise in Anspruch genommen hatte, sehr freundlich behandelt. Von Warschau ging die Reise über Thorn, Königsberg, Elbing nach Danzig, wo sich dortmals schon erlauchte Gäste aus allen Teilen der Welt in dem herrlichen Artushof trafen. Von Danzig fuhren sie durch Pommern und Mecklenburg nach Hamburg, dessen viele Kanäle ihn an Venedig erinnerten. In Lüneburg schenkte er vor allem dem Salzbergwerk und der Kalkbrennerei seine Aufmerksamkeit und stellte Berechnungen an über die Gewinne, die die Stadt aus der Salzgewinnung ziehen könne. Auch in Braunschweig, Wolfenbüttel und Kassel, wo man dortmals schon Kohlen grub, gab es viel zu sehen. Am 28. Oktober war er wieder in Dorlisheim.

Bei Franz Drake und Tycho de Brahe

Im Mai 1592 begann die dritte und größte Reise, die ihn zunächst nach England führte. Über drei Wochen weilte er in London, wo er von der Königin Elisabeth empfangen wurde, der er kniend seine Bitte um einen Geleitsbrief vortragen mußte. Er speiste auch bei dem be-

kannten Seefahrer Franz Drake und sah bei ihm zum ersten Male, daß man die Steinkohle zum Kochen benutzen könne. Merkwürdig erschien ihm in England die Stellung der Frauen zu den Männern. „In somma die Weiber seint in disem landt Meister, und die Menner iere weiber hochlich Ehren miessen, in vorghent, allzeit an der Dapffel obenan sitzen, do sie befilcht im Hauß, ia den man umb allerhant geschefft vil in die kuchen schickt oder anders wohin, das er dhuen muß. Item sie haben fil freyheitten, ziehent oder raysen, wohin sie wollen." Von London aus folgte er zunächst einer Einladung des Prinzen Christian von Holstein und fuhr dann nach acht Tagen nach Dänemark weiter, dort besuchte er mit dem König den berühmten Astronomen Tycho de Brahe auf der kleinen Insel Hven im Sund nordöstlich von Kopenhagen. Tycho de Brahe war der beste Planetenbeobachter seiner Zeit. Auf Grund seiner Aufzeichnungen konnte Johannes Kepler aus Weilderstadt seine wichtigen Gesetze über die Planetenbewegungen ableiten. Was Augustin von Moersberg bei Tycho sah, ließ ihn aus dem Erstaunen nicht mehr herauskommen. Der und er wurden am Ufer mit einem Wagen abgeholt, in den eine Uhr eingebaut war, welch die zurückgelegte Wegstrecke anzeigte, also ei Kilometeranzeiger im Jahre 1592! Nicht überraschend waren die zahlreichen mechanischen Einrichtungen, die Tycho in Uranienburg auf- und eingebaut

Bis ins Land der Lappen

Wie sehr sich Augustin bemühte, fremde Sitten, Bräuche, Lebensweisen, Trachten und Hauseinrichtungen kennenzulernen, das zeigen die Schilderungen von einer Hochzeit, die er in der Landschaft Schonen im südlichen Schweden mitmachen konnte. Von da führte ihn die Reise nach Trondheim und von da mit viel Mühen und Beschwernissen über das Gebirge nach Södermannland, wo er den Herzog Karl besuchte. Er gab dem Herzog wertvolle, durch Berechnungen unterstützte Anregungen, wie er den Reichtum seines Landes gegen die Erzeugnisse des Mittelmeerraumes austauschen könne. Der Herzog war für diese Anregungen sehr dankbar und schenkte ihm unter anderm vier Pferde, die er auf seine Kosten nach Dorlisheim bringen ließ. In Stockholm war es Augustin vor der Audienz bei dem König etwas bange; denn man hatte ihm erzählt, daß der König „gar liberall mit einer mauldaschen" sei, wenn einer sein Anliegen nicht ruhig vorbringen könne. Doch es ging gut und der König erwies ihm während seines siebzehntägigen Aufenthalts in Stockholm manche Freundlichkeit und ließ ihm ein wohlproviantiertes Schiff ausrüsten, mit dem er zu den Lappen reiste. Der Einfluß der Lappen auf die Renntiere erschien ihm rätselhaft. Er hielt ihn für Zauberei. Auch andere Beobachtungen machten ihn mißtrauisch. Er kehrte deshalb um und kam durch die Ostseeprovinzen nach Ostpreußen, wo sich ihm die willkommene Gelegenheit bot, sich an Jagden auf Elentiere und Auerochsen zu beteiligen. Dort erreichte ihn die Nachricht, daß Dorlisheim durch Kriegsfehden zerstört worden sei. Er eilte deshalb mit Schlitten bis Breslau und von da mit Wagen der Heimat zu, wo er im März 1593 mit Schätzen reich beladen eintraf.

Wieder in der Heimat

Auf der vierten Reise, die er im Jahre 1594 ausführte, mußte er im Auftrage des Ordens die Niederlande besuchen, wo die Ordensniederlassungen durch die Reformation manchen Schaden erlitten hatten. Nach Erledigung seines Auftrages kehrte er wieder nach Dorlisheim zurück, wo indessen seine Schwester Brigitte hausgehalten hatte. Diese verheiratete sich bald nach seiner Rückkehr mit Johann Ulrich von Schlandersperg. Er selbst scheint dann den Wohnsitz nach Hemmendorf verlegt zu haben.

Augustin v. Moersberg als Komtur in Hemmendorf

Nachdem wir den Ordensritter Augustin Freiherr von Moersberg und Belfort an der Hand seiner wertvollen Aufzeichnungen zuerst auf seinen Kriegsfahrten im Mittelmeer begleitet haben, dann mit ihm eine viertägige Wanderung auf den Aetna unternahmen, ihm auf seinen Kreuz- und Querfahrten durch Europa folgten, wollen wir ihn noch kurz in seinem Schaffen und Wirken als Komtur vor allem in Hemmendorf kennenlernen.

Für 4 Komtureien zuständig

Wie wir schon gehört haben, ist der Freiherr wegen seiner besonderen Verdienste um den Johanniterorden und wegen seiner hervorragenden Tüchtigkeit mit der Leitung von vier Komtureien betraut worden: Dorlisheim im Unter-Elsaß bei Molsheim, St. Johann von Bassel im Kreis Saarburg in Lothringen, Rexingen bei Horb und Hemmendorf. Während seiner Wanderjahre als Komtur war Dorlisheim sein Wohnsitz. Es liegt eine besondere Anerkennung für ihn darin,

daß ihn Zeiler-Merian in der im Jahre 1644 erschienenen „Topographia Alsatiae" für würdig hält, unter all den vielen Komturen von Dorlisheim besonders erwähnt zu werden. Wie ich vor Jahren bei einem Besuch in Dorlisheim feststellen konnte, ist dort von der alten Johanniterherrlichkeit nur noch das Untergeschoß eines alten Turmes vorhanden, nachdem auch die Kirche im Jahre 1802 abgebrochen worden ist. Auf dem einstigen Klostergelände steht jetzt das Landhaus St. Johann, das in seinem Namen noch die alte Erinnerung festhält. Auch in St. Johann von Bassel sind nur noch wenige Ruinen von der einstigen Ordensniederlassung übrig. In Rexingen hat das Komtureigebäude vor bald hundert Jahren dem Pfarrhaus Platz machen müssen. Nur in Hemmendorf ist die Gesamtanlage erhalten geblieben, allein die große Zehntscheuer ist vor 60 Jahren einem Brande zum Opfer gefallen, und die Komturei ist zweimal erneuert worden.

Reformen in Hemmendorf

Nach dem Abschluß seiner Wanderjahre, der vermutlich durch seine Gesundheitsverhältnisse bedingt war, nahm Augustin von Moersberg in Hemmendorf seinen Wohnsitz. Sein Schaffen und Wirken ist dadurch gekennzeichnet, daß er überall bemüht ist, das wirtschaftliche Leben im richtigen Gang zu halten, zweckmäßige Neuerungen durchzuführen, in der Verwaltung und im Gerichtsverfahren klare Verhältnisse zu schaffen und eingerissene Unstimmigkeiten zu beseitigen.

Bald nach seinem Amtsantritt schloß er mit dem Herzog Ludwig von Württemberg einen Vertrag, der den gegenseitigen Auswanderern die unentgeltliche Aufnahme als Bürger im anderen Staate zusichert. Bis zum Jahre 1592 gab es in Hemmendorf keinen Dorfbrunnen. Das Wasser wurde einfach dem Dorfbach entnommen. Da ließ die Komturei eine Wasserleitung mit einem Röhrenbrunnen anlegen und stellte das erforderliche Holz aus ihren Wäldern zur Verfügung. Im Jahre 1596 ordnete Augustin eine Neufassung der Jahrgerichtsordnung an. Es entstand auf 334 Blättern ein heute noch vorhandener Schriftsatz, der mit Klugheit und Umsicht das ganze Verwaltungswesen ordnet.

Wichtige Niederschriften

Vom folgenden Jahre an werden die Gerichtsverhandlungen schriftlich festgelegt. Wir besitzen die Amtsgerichtsprotokolle von Hemmendorf von 1597 bis 1636. Leider wurden sie später nicht weitergeführt. Aus diesen Protokollen geht hervor, daß Hemmendorf auch der Gerichtsort für Rexingen war; denn es sind auch die Urteile, die sich auf Rexingen beziehen, im Hemmendorfer Protokollbuch eingetragen.

„Außenpolitik"

Auch nach außen hin wußte Augustin die Würde und Stellung seines Ordens zur Geltung zu bringen. Als vom 11. bis 18. Oktober 1598 die berühmte, von Jakob Frischlin besungene „Hohenzollerische Hochzeit", d. h. die Vermählung des Erbgrafen Johann Georg von Hohenzollern zu Hechingen mit Franziska von Salm, Wild- und Rheingräfin, unter Anwesenheit von Hunderten von hohen und höchsten Persönlichkeiten gefeiert wurde, da war Augustin von Moersberg durch zwei Abgesandte vertreten. Es mag auch nachbarliche Verbundenheit damit zum Ausdruck gebracht worden sein; denn die Komturei Hemmendorf hatte mitten in der alten Grafschaft Zollern eine kleine Ordensniederlassung. Sie lag im Killertal bei dem Dorfe Starzeln auf einer Anhöhe westlich der Starzel und bestand aus einem kleinen Gutshofe mit einer Kapelle. Diese Niederlassung war von dem Orden dem Chorherren Karl Orth von dem Kollegiatstift in Hechingen überlassen worden, der das Kirchlein sehr vernachläsigte und auch für keinen regelmäßigen Gottesdienst Sorge trug. Augustin von Moersberg, der streng darauf bedacht war, daß überall Ordnung herrschte, wandte sich an den Grafen Eitel Friedrich von Zollern, den Vater des vorhin genannten Erbgrafen, und schloß mit ihm am 14. Januar 1602 einen Vertrag, nach welchem sich der bisherige Inhaber der Jungental genannten Niederlassung verpflichten mußte, das durch seine Schuld in Verfall geratene Kirchlein wiederherzustellen, und der Graf die Verpflichtung übernahm, einen Geistlichen für das Kirchlein zu besolden.

Wertvolles Vermächtnis

Aber Augustin ist auch nicht ganz in seiner Verwaltungsarbeit aufgegangen, sondern er hat seine Mußestunden dazu benutzt, um all das niederzuschreiben und nach Möglichkeit mit Bildern zu beleben, was er in seinem inhaltsreichen Leben gesehen und mitgemacht hatte. So ist jenes wundervolle Buch entstanden, das schon Zeiler-Merian im Jahre 1644 erwähnt, das aber dann über 250 Jahre als verschollen galt und jetzt in der Thüringischen Landesbücherei in Sondershausen liegt. Wir wollen hoffen und wünschen, daß dieses Buch, das eine unerschöpfliche Quelle für die Kenntnis des ausgehenden 16.

Jahrhunderts darstellt, bald in seinem ganzen Umfange unserem Volke zugänglich gemacht wird!

Die Niederschrift war in der Hauptsache im Jahre 1603 abgeschlossen, nur einige Lücken zum Nachtragen von Zahlen und Zeichnungen waren noch offen. Leider hat der Verfasser diese nicht mehr ausfüllen können; denn am 20. Februar 1605 nahm ihm der Tod im Alter von nur 53 Jahren die Feder und den Zeichenstift aus der Hand.

Stiftungen und ihr Geschick

Kurz vor seinem Tode hat er für Hemmendorf und Rexingen große Stiftungen gemacht. Die Hemmendorfer Messe- und Armenstiftung hatte vor der Währungsreform noch einen Kapitalwert von rund 12 000 Mark, der durch die Währungsreform auf rund 1208 herabsank, so daß nur noch 20 RM an Arme verteilt werden konnten. Für den nach der neuen Währungsreform verbliebenen Betrag können noch 25 Jahre lang je eine stille hl. Messe gelesen werden. Mit dem Jahre 1975 geht die Stiftung nach 370 Jahren restlos unter, wenn ihr nicht abermals eine Währungsordnung schon vorher ein Ende setzt. Welche Tragik liegt in diesen Zahlen! Was selbst den Dreißigjährigen Krieg und die Säkularisation überdauerte, das vernichtet die moderne, fortgeschrittene Kultur!

Das Grabdenkmal des Augustin v. Moersberg

Augustin von Moersberg nahm in allen seinen Wirkungsstätten eine Sonderstellung ein. Auf Malta war er der „capo" der dort anwesenden deutschen Malteserritter und hatte als solcher Sitz und Stimme im Ordensrat. Das erzählt uns Samuel Kiechel aus Ulm, der als echter Ulmer Spatz in der ganzen Welt herumgeflogen ist und sich im Jahre 1587 zwanzig Tage auf Malta aufhielt. In Dorlisheim finden wir ihn allein von allen Komturen in der „Topographia Alsatiae" verzeichnet, und in Hemmendorf ist er der einzige Johanniterkomtur, dessen Grabdenkmal sich bis heute fast unversehrt in der Kirche erhalten hat. Es steht zwar noch ein zweites Komturdenkmal dort, aber dieses gehört einem Deutschordensherren an. Wie dieses nach Hemmendorf kam, werden wir im nächsten abschließenden Berichte hören.

Ein Meisterwerk

Das Grabdenkmal des Augustin von Moersberg deckte in der Gruft unter der Kirche einst seinen Sarg und wurde bei der Aufhebung der Gruft durch einen kunst- und sachverständigen Pfarrherrn in die Kirche verbracht, wo es auf der Innenseite der Trennungswand zwischen Chor und Schiff einen geeigneten und würdigen Platz gefunden hat. Ein tüchtiger Künstler hat hier ein Meisterstück geschaffen, das ganz den Geist der Zeit verkörpert, in der es entstanden ist: eine Rittergestalt voll Stolz und Selbstbewußtsein, wie die Renaissance es liebte. Doch war Augustin selbst nicht so; denn Kiechel sagt von den deutschen Rittern auf Malta: „war kein stollz in inen".

Die Spitze des Denkmals ist vom Moersberger Wappen geziert, das auf dem Malteserkreuz aufliegt. Darunter befindet sich die Inschrift: „Anno 1605, den 20. Februar ist in Gott endschlaffen der hochwohlgeborne wohlwürdig, edel und gestr. Herr, Herr Augustin Freyherr von Mörsperg und Beffortt, Sct. Jo. Ord. ritter, Prior in Dennenmarckh und Com. ter der Häyser Hemendorff, Rexingen, Dorliheim u. sct. Jo. Bassel, deme der Allmechtig gnedig sein und ein fröhliche Auferstehung verleihen wölle. Amen."

Links und rechts von der Inschrift sind die Wappen des Vaters und der Mutter von Augustin angebracht. Das Wappen des Vaters ist wie das des Sohnes das neuere Wappen der Herren von Moersberg. Er hieß Hans Jakob und war in erster Ehe mit der Gräfin Regina Fugger verheiratet, die schon früh starb, worauf er eine zweite Ehe mit Anna von Friedingen einging. Aus dieser zweiten Ehe stammt Augustin. Deshalb finden wir das Wappen der Herren von Friedingen auf dem Denkmal, und zwar sind es die Herren von dem badischen Friedingen im Hegau bei Singen am Hohentwiel. Das Wappen ist geviertet. Zwei Felder zeigen einen springenden Löwen, die andern zwei sind nochmals in golden und rot gespalten.

Die Ahnenprobe

Zu beiden Seiten der Rittergestalt sehen wir die sog. Ahnenprobe, die Wappen von je sieben Geschlechtern von väterlicher und mütterlicher Seite, denen Augustin entstammt. Die Ordensritter, die sich dem Kriegsdienst widmeten, mußten nämlich aus altem Adel sein und hatten dies vor der Aufnahme in den Orden durch Vorlegung einer Ahnentafel nachzuweisen, deren Richtigkeit durch vier Zeugen eidlich bestätigt sein mußte. Außerdem mußte jeder Ordenskandidat, bevor er zur Ablegung der Ordensgelübde zugelassen wurde, von einer dazu berechtigten Person den Ritterschlag empfangen haben, also ein echter Ritter sein.

Wir wollen uns nun den Stammbaum ansehen, den Augustin von Moersberg in Malta vorlegen konnte, als er sich um die Aufnahme in den Johanniterorden bewarb. Auf der väterlichen Seite sehen wir oben das Wappen der Herren von Rathsamhausen: ein silberner Schild wird in der Mitte von einem grünen Balken gequert. Es ist ein altelsässisches Geschlecht, das noch dadurch zu einer besonderen Berühmtheit gelangte, daß ihm als kaiserliches Lehen das Königtum über die Zunft der Keßler und Kupferschmiede im Elsaß übertragen wurde, das im Schwabenlande die Herren von Ow innehatten, wohl der Grund dafür, daß wir in der Umgebung von Wachendorf und Hirrlingen so oft dem Familiennamen Keßler begegnen. Der Ururgroßvater von Augustin war mit Margarete von Rathsamhausen verheiratet. Dann folgt das Wappen der Grafen von Sonnenberg, ein gevierteter Schild, der in zwei Feldern je drei springende Löwen und in den beiden anderen, an den Namen anknüpfend, je eine über Bergen aufgehende Sonne zeigt. Dieses Wappen wurde den Truchseß von Waldburg im Jahre 1463 samt dem Grafentitel verliehen, nachdem sie die Herrschaft Sonnenberg erworben hatten. Kaspar von Moersberg, der Urgroßvater von Augustin war mit der Gräfin Helene von Sonnenberg verheiratet. Dann folgt ein Moerspergisches Wappen, das vermutlich einer Seitenlinie angehört. Darunter ist das Wappen der Grafen und Fürsten von Fürstenberg, die auf die Grafen von Urach zurückgehen; es ist der Reichsadler im goldenen Schild. Margarete von Fürstenberg war mit Augustins Großvater vermählt. Dann treffen wir auf ein im Schwabenlande wohlbekanntes Wappen, die Sturmfahne der Werdenberger, dem alten Schweizer Geschlecht, dessen Stammburg noch heute stolz in das Tal des Hochrheins herabblickt. Die Werdenberger sind verwandt mit den Grafen von Montfort und den Pfalzgrafen von Tübingen. Deshalb finden wir das Wappen bei diesen wieder, sowie mit kleinen Änderungen als Stadtwappen von Tübingen und Herrenberg. Es folgen dann die Wappen der Grafen und Fürsten von Solms und Nassau, aber es würde zu weit führen, wollten wir auf alle diese Geschlechter und Wappen näher eingehen.

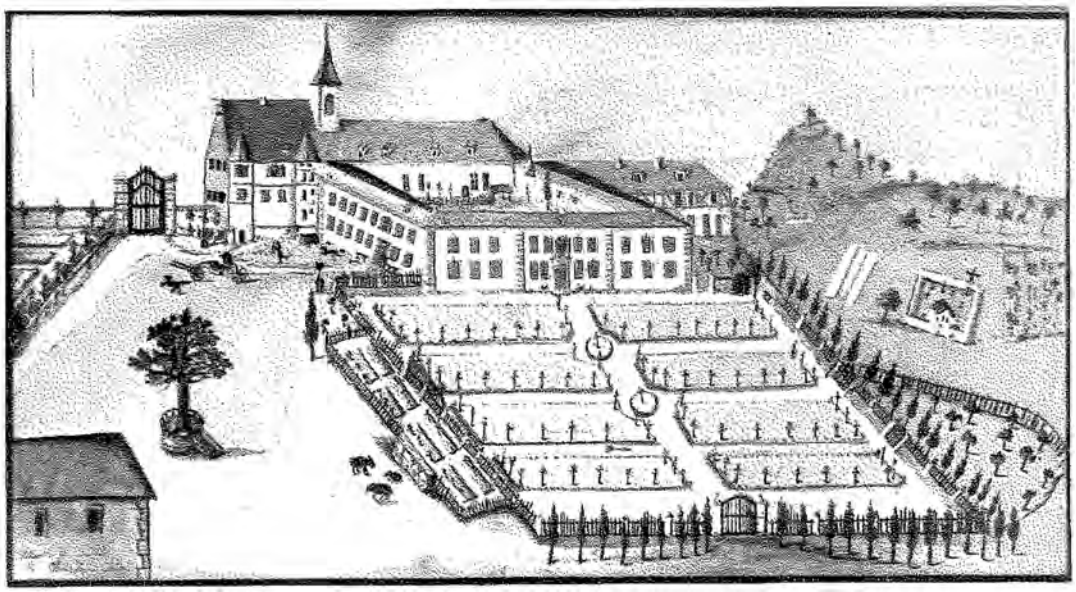
Noch einige Worte zu den Wappen auf der Mutterseite. Oben steht das Wappen der Herren von Brandis, ein brennender Baumstamm, ein typisches redendes Wappen, d. h. ein Wappen, das unmittelbar an den Namen anknüpft, wie wir das vorhin bei dem Sonnenberger Wappen zum Teil sahen. Die Brandis sind ein altes Schweizer Geschlecht aus dem Emmental. Nun folgt das Rad der Herren von Metzner, einem ausgestorbenen Adel aus Südtirol. Dann kommen die Herren von Hallweil mit zwei offenen Flügeln, einem sog. Flug, im Wappen, deren Schloß einst auf einer kleinen, jetzt landfest gewordenen Insel im Hallweiler See in der Schweiz lag. Welchem der vielen Geschlechter von Stetten das nächste Wappen angehört, ist nicht leicht zu sagen, da es gar viele Geschlechter dieses Namens gibt. Klar liegt der Fall bei den Herren von Hausen, da der auf einem Dreiberg schreitende Widder dem Wappen der Herren von Hausen im Tal (Donautal), unweit Beuron, angehört. Die Herren von Rotenstein, deren Wappen in einem Schild einen mit gekreuzten Sprossen belegten Querbalken zeigt, saßen auf der Burg Rotenstein bei Grönenbach im Allgäu. Das Wappen der Herren von Blatten scheint dem in der Schweiz ansässigen Geschlechte dieses Namens anzugehören. Wir müssen uns mit diesen Andeutungen begnügen. Augustins Taten zeigen, daß er das kostbare Ahnenerbe treu zu verwenden verstand, und er sich würdig an die „schöne Reihe" angeschlossen fühlen durfte.

Erinnerungen an die Ordensherrschaft in Hemmendorf

Bald sind einhundertundfünfzig Jahre dahin, seitdem die Kommende Hemmendorf „säkularisiert" wurde. Aber manche Erinnerung an die alte Ordensherrlichkeit ist geblieben. Der Volksmund spricht noch oft von den „Herren", und allerlei Denkmäler sind beredte Zeugen von ihrer einstigen Anwesenheit.

Ordenspatron und Kirchenpatron

Wir nennen zuerst die Kirche, die schon durch ihren Schutzpatron, den hl. Johannes den Täufer, an den Johanniterorden gemahnt. Peter Salzfaß, der von 1394—1427 die Komturei leitete, scheint ihr Erbauer zu sein, wie sich aus den Münzen entnehmen läßt, die bei der Verlängerung der Kirche nach Westen hin in der abgebrochenen Mauer gefunden wurden. Die Kirche erfuhr im Laufe der Zeit manche Änderung. Am getreuesten hat der Chor das alte Bild bewahrt und auch sein zierliches gotisches Sakramentshäuschen behalten. Der eigenartige Stuckfries, in dem Menschenköpfe zwischen langgestreckten Drachenungetümen dargestellt sind, ist erst später dazugekommen. Die Sakristei ist wohl unter Ferdinand von Muggenthal angebaut worden, wie die Jahreszahl 1619, das auf dem Malteserkreuz aufliegende Muggenthaler Wappen mit dem



*Farbige Zeichnung der Johanniterkommende Hemmendorf von Sebastian Herrmann, Rottenburg 1808 **

schrägaufwärtsspringenden Fuchs oder Marder und die Buchstaben FVMRVC = Ferdinand von Muggenthal, Rezeptor und Comtur auf der Türe vermuten lassen.

In Hemmendorf im Asyl

Neben dem schon gewürdigten Grabdenkmal des Augustin von Moersberg befindet sich, wie schon kurz erwähnt, noch ein zweites Denkmal im Chor, das aber merkwürdigerweise einem Deutschordenskomtur angehört. Wie kommt dieses in die Johanniterordenskirche zu Hemmendorf? Die lateinische Inschrift auf der Grabplatte gibt einigen Aufschluß und auch die Geschichte weiß davon zu berichten Nach dem Siege der Schweden bei Breitenfeld im Jahre 1631 wandten sich diese nach Süddeutschland, eroberten Mergentheim, das damals Sitz des Hochmeisters des Deutschen Ritterordens war, und zogen nach Heilbronn weiter. Der damalige Deutschordenskomtur in Heilbronn, Wilhelm Michael Schliderer von Lachen, der einem pfälzischen Adelsgeschlecht entstammt, das nach dem Dorfe Lachen, südöstlich von Neustadt in der Pfalz, benannt ist, riet, um unnötiges Blutvergießen zu vermeiden und Zerstörungen zu verhindern, wegen des schlechten Zustandes ihrer Verteidigungswerke und der wenig zuverlässigen Besatzung, die Stadt kampflos zu übergeben, und bat sie zugleich um ihren diplomatischen Schutz. Die Schweden besetzten sofort das Gebiet des Deutschen Ordens um Heilbronn, und der schwedische General Horn nahm im Deutschen Ordenshaus in Heilbronn Quartier. Der Protest des Komturs wurde mit den Worten zurückgewiesen: „Weil der König (Gustav Adolf) Mergentheim, des Deutschen Ordensmeisters Residenz, inne habe, gehöre nunmehr der Orden samt seinen Häusern dem Könige zu."

Die Schweden überließen den Ordensbesitz in der unmittelbaren Umgebung der Stadt Heilbronn, die ihn zur Abrundung ihres Gebietes gut brauchen konnte, gegen eine an die Krone Schwedens zu zahlende Entschädigung. Die Stadt versprach dem Komtur, ihn lebenslänglich als Kavalier zu behandeln und ihm eine entsprechende Pension zu zahlen. Doch der Komtur verließ die ungetreue Stadt und ging zu seinem Bruder Maximilian Schliderer von Lachen, der Johanniterkomtur in Hemmendorf war. Dieser gewährte ihm ein gastliches Asyl, das er aber nur kurze Zeit in Anspruch nehmen konnte; denn er starb, erst 51 Jahre alt, im Jahre 1634 und wurde in Hemmendorf begraben. Dort ist ihm das heute noch vorhandene Grabdenkmal errichtet worden, das über der genannten In-

* Frl. Tochter von A. Buhl verdankt die Redaktion die Mitteilung, daß Sebastian Herrmann, Maler, in Rottenburg geboren ist am 2. 1. 1778, gestorben am 29. 11. 1844, verheiratet am 4. 11. 1812 in Rottenburg-Ehingen mit M. A. Örtle. Sebastian war ein Sohn des Malers Johann Herrmann und ein Bruder des Malers Fidel Herrmann, geboren 23. 4. 1775.

schrift das Wappen der Schliderer von Lachen trägt, das dem Deutschen Ordenskreuz aufliegt. Es ist ein Schild, der von einem Schrägbalken durchzogen wird, auf dem drei Ballen oder Ringe angebracht sind. Vier weitere Wappen, als der Anfang einer Ahnenprobe, umgeben den Schild. So kann sich Hemmendorf mit Stolz rühmen, Grabdenkmäler der beiden großen Ritterorden, des Deutschen Ritterordens und des Johanniterordens, in seiner Dorfkirche zu besitzen. Wohl ein einzig dastehender Fall! Ein Stück Weltgeschichte, das mit den Kreuzzügen anhebt und bis in den Dreißigjährigen Krieg hereinreicht, ist in der Gestalt dieser beiden Grabdenkmäler in dem Chor seiner Kirche eingefangen! Welch ein anschaulicher Geschichtsunterricht läßt sich an einem solchen Orte durch einen orts- und geschichtskundigen Lehrer erteilen!

Das Schloß

Auch das Schloß, in dem die einstigen Ortsherren, die Komture, regierten, ist noch erhalten. Es ist, wie Wappen und Inschriften besagen, in den Jahren 1790/91 von dem Reichsgraf von Fugger erbaut worden. Es dient heute als Pfarr-, Schul- und Rathaus. Von dem alten Schlosse, das der Komtur Ferdinand von Muggental erstellen ließ, sind noch zwei achteckige Türme vorhanden. Sie tragen neben den interessanten Inschriften, die in der Oberamtsbeschreibung abgedruckt sind, die Jahreszahlen 1608 und 1619. Vor der Süd- und Hauptfront des Schlosses lag ein großer Garten, wie wir einer auf dem Rathause befindlichen, um 1800 entstandenen Skizze entnehmen können. Pfarrer Aich, der einst in Hemmendorf wirkte und jetzt in Mittelbiberach im Ruhestand lebt, hat in seiner warmen Liebe und seinem tiefen Verständnis für die reiche Geschichte von Hemmendorf von dieser Skizze und einer andern vom einstigen Schloßhof eine wertvolle Nachzeichnung für den Schulgebrauch angefertigt. Der Schloßhof lag westlich vom Garten. Um ihn gruppierten sich die Wirtschaftsgebäude. Die große Zehntscheuer ist im Jahre 1897 abgebrannt. Die übrigen Gebäude sind heute, mit Ausnahme eines Schuppens, stark verbaut. Auch von der Umfassungsmauer sind nur noch wenige Reste vorhanden.

Von der Windfahne bis zu den Flurnamen

Auf dem Brückle mit dem Asylrecht stand eine Nepomukstatue, die nach der Erbauung der neuen Straße und Brücke an diese versetzt wurde.

An der alten Straße, die von Rottenburg („Statter Straße") östlich an Hemmendorf vorbei nach Bodelshausen, Niederhechingen (Friedrichstraße), Steinhofen nach Balingen führte, wurde im 16. Jahrhundert eine Wegkapelle gebaut, die zur Gottesackerkapelle wurde, als man im vorigen Jahrhundert den Gottesacker von der Kirche weg dorthin verlegte. Auf dem Kapellentürmchen dreht sich das Malteserkreuz, das nun auch wieder in das Ortssiegel aufgenommen werden soll. Wir vermissen es an den neuen Türen von Pfarrhaus und Rathaus, wo statt seiner ein gewöhnliches Kreuz angebracht ist.

Das einstige Rathaus ist heute Lehrerwohnung. Dort befanden sich Prangersteine und die Halsringe, als Zeichen der hohen Gerichtsbarkeit. Was der merkwürdige Kopf oben im Giebelfeld zu bedeuten hat, ist schwer zu sagen. Ein ähnlicher Kopf findet sich auch an der gleichen Stelle des ältesten Schul- und Rathauses von Rangendingen. Auch in den Flurnamen stecken noch einige Erinnerungen an die Ordenszeit, so in der Rottweiler Halde; denn nicht nur die Hemmendorfer Komture, sondern auch die Kommende Rottweil hatte Weinberge in Hemmendorf, da an seinen sonnigen Halden früher, dank der sorgfältigen Pflege, ein guter Tropfen wuchs.

Damit schließe ich meine Ausführungen. Über fünfzig Jahre sind es nun her, daß ich das Denkmal des Augustin von Moersberg zum ersten Male sah. Es hat dortmals gleich tiefen Eindruck auf mich gemacht, der sich bei weiteren Besuchen verstärkte und den Plan reifen ließ, dem Leben dieses Mannes nachzugehen. Je mehr ich mich mit ihm beschäftigte, desto mehr stieg meine Hochachtung vor ihm. Als es trotz der Papierknappheit die „Rottenburger Post" zuwege brachte, der Heimatkunde einen besonderen Raum zur Verfügung zu stellen, da war mein erster Gedanke, weiteren Kreisen, besonders aber den Hemmendorfern selbst, zu zeigen, welchen bedeutenden Mann sie einst in ihrer Mitte hatten.

Bei einem Vortrag über Heimatforschung meinte einmal ein Diskussionsredner, er lehne die Heimatforschung ab; denn sie verenge den Gesichtskreis! Nun, man stelle einmal aus den vorliegenden zehn Aufsätzchen alle Namen von Orten, Ländern, Personen und Geschlechtern zusammen, die genannt wurden und prüfe, ob sich der geistige Horizont durch die Beschäftigung mit solchen Dingen verenge oder erweitere! Was aber erst der innere Mensch durch solche Arbeiten an Heimatliebe, an Heimatfreude und an Heimatstolz gewinnt, ist unschätzbar.

Rottenburger Klöster

VON DR. E. STEMMLER

1. Das Karmeliterkloster

Die Gründung des ältesten Klosters in Rottenburg hängt eng zusammen mit der Neuanlegung der Stadt durch Graf Albert II. von Hohenberg. Als dieser mit seiner vergrößerten Hofhaltung von der Rotenburg „in die Stadt" zog, die er sich als Residenz ausersehen hatte, sah er nicht bloß auf ihre politische und wirtschaftliche Hebung, sondern auch auf die religiöse Förderung der Gemeinde. Darum schenkte er 1276 dem erst 50 Jahre zuvor gegründeten Orden der „Brüder der seligen Jungfrau Maria vom Berge Karmel" einen Platz in der Stadt zur Erbauung eines Klosters. Ein Stiftungsbrief ist nicht vorhanden, da der Graf das Kloster nicht dotierte. Am Tag vor dem Dreifaltigkeitsfest (7. Juni) 1281 wurde der Grundstein zu Kirche und Kloster gelegt. 1292 war der Bau „vollkommen hergestellt". Es war das zweite Karmeliterkloster im Gebiet des heutigen Württemberg, das fünfte in Oberdeutschland (voraus gingen die Klostergründungen zu Würzburg 1252, Bamberg 1252, Eßlingen 1271, Augsburg 1275).

Unter sicherem Schutz

Von Anfang an erfreute sich das Karmeliterkloster der Gunst der zuständigen Bischöfe von Konstanz: 1292 bestätigt Bischof Rudolf unbeschadet der pfarrlichen Rechte den den Karmelitern eingeräumten Platz für die Errichtung eines Oratoriums und Klosters, 1294 bekräftigt Bischof Hugo diese Erlaubnis unter Erteilung der Ermächtigung zum Predigen und Beichthören und Gewährung von Ablässen für die Anhörung der Predigten der Karmeliter. Der Pfarrer von Sülchen, der damaligen Pfarrkirche, anerkennt 1296 dieses Edikt.

Zur Gunst der Kirche gesellte sich der Schutz der weltlichen Herrschaft: Graf Rudolf I. von Hohenberg verbietet 1327 allen Personen in seinem Gebiet, die Karmeliter in ihren Freiheiten und Exemtionen zu belästigen, und bestätigt die von Graf Albert gewährte Steuerfreiheit. Diese Privilegien wurden auch von den österreichischen Erzherzögen immer wieder erneuert. Dem Beispiel des Landesfürsten folgten hohe und niedere Persönlichkeiten und trugen durch reiche Schenkungen und Meßstiftungen zum Aufblühen des Klosters bei.

Dazu kamen eine große Anzahl Schenkungen von Aeckern, Wiesen, Weinbergen, von Gülten, Zehnten und Zinsen, so daß bald das Kloster zu einem der reichsten Konvente wurde.

Hundert Jahre nach der Gründung zählte der Konvent (nach Crusius) 20 Ordensbrüder mit einem Prior, Lesemeister und anderen Aemtern. Die Bedeutung des Klosters schon in frühester Zeit erhellt aus der Tatsache, daß 1365 der damalige Prior Konrad aus Rottenburg am Neckar zum (2.) Provinzial der 1348 errichteten oberdeutschen Provinz gewählt wurde. Auch in der Folgezeit stellte der Rottenburger Konvent noch öfter den oberdeutschen Ordensprovinzial, besonders zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

Die Zeiten ändern sich

Zwei Jahrhunderte nach der Gründung war das Kloster baufällig und zu eng geworden. Im Jahre 1475 wurde daher ein Umbau in Quadratform und eine Vergrößerung der Klostergebäude begonnen. Die Mittel kamen aus den Erträgen der Güter des Klosters und aus freiwilligen Gaben. Am 28. August 1490 wurden Kirche, Altäre, Friedhof, ein Teil des Kreuzgangs und die einzelnen Begräbnisstätten rekonziliiert, am folgenden Tag die linke Seitenkapelle zu Ehren des hl. Johannes des Täufers, außerdem ein neuer Altar auf der linken Seite geweiht und als Kirchweihtag der Sonntag vor Johann Baptist festgesetzt.

Aber der Geist, der einst das Kloster gründete, war nicht mehr vorhanden. Auch in Rottenburg fand bald darauf die Reformation willige Ohren. Selbst in der Karmeliterkirche wurde die neue Lehre von einem im selben Kloster erzogenen

Rottenburger Bürgerssohn, Jakob Bern, verkündet. Wohl erhielt König Ferdinands energisches Einschreiten der Stadt den alten Glauben, aber im Karmeliterkloster sah es öde und leer aus: 1537 waren nach einem Bericht des Provinzials nur noch 2 Fratres, der Prior und ein Konventual im Kloster; die Novizen waren, von den neuen Ideen angesteckt, entlaufen.

Neue Blüte — neue Not

Langsam erholte sich das Kloster von diesem schweren Schlag, so daß es um die Jahrhundertwende wieder in alter Blüte dastand, mit einem Noviziat und mindestens 20 Religiosen. Diese Blüte war vor allem das Verdienst des Priors P. Bartholomäus Eiselin, Dr. theol., von 1612 bis 1638 und 1641—1644 zugleich Provinzial, der sich in dieser Eigenschaft namentlich für die Rückgabe der von den Protestanten in Besitz genommenen Karmeliterklöster, bei Bamberg und Ravensburg mit Erfolg, einsetzte. Freilich mußte er auch die große Notzeit im Schwedenkrieg miterleben, wo alle Klosterinsassen in Rottenburg am 2. Oktober 1633 aus ihrem Haus vertrieben wurden, weil sie dem neuen Herrn, dem württembergischen Herzog Julius Friedrich, die Huldigung verweigerten. Bis nach der Schlacht von Nördlingen (6. September 1635) nahm einer der württembergischen Räte mit seiner Familie im Kloster Wohnung. Als die Karmeliter wieder zurückkehren durften, zwang Not und Armut sie zum Verkauf von Kelchen, Ziborium, Monstranz und anderen silbernen Gefäßen; alle diese Kostbarkeiten waren vor der Vertreibung zusammen mit den wertvollen alten Handschriften, Büchern und dgl. in Sicherheit gebracht worden.

Zweimal eingeäschert

Aber nicht genug damit. Kurz darauf, am 19. August 1644, zerstörte der große Stadtbrand auch das Kloster samt der Kirche, nur der Chor blieb unversehrt. Auch die Bibliothek, die Urkunden, Akten, Gültbücher, wurden ein Raub der Flammen. Nach dem Krieg baute Prior P. Eiselin eine Unterkunft für 5 bis 6 Religiosen und eine Scheuer für die Früchte.

Karmeliterkloster (Priesterseminar), J. B. Fürst 1828

Im September 1651 erfolgte wie in anderen Karmeliterklöstern auch in Rottenburg eine „Reformation", d. h. die Wiedereinführung der strengeren Ordensregel. Die Rottenburger brachten ihr wenig Verständnis entgegen. Lag es an der allgemeinen Sittenverwilderung infolge des langen Krieges, oder weil ihnen „das Prinzip der Reformation sehr hart und wild" erschien, sie weigerten sich jedenfalls etliche Jahre, die schuldigen Zinse und Gülten zu leisten, bis sie

durch bischöfliche Exkommunikation eines Besseren belehrt wurden. Trotz aller Schwierigkeiten begann man aber noch 1651 mit Hilfe von Almosen und Bettelreisen mit dem Wiederaufbau des Klosters, zuerst wurden das Dormitorium, dann die Front gegen den Neckar, zuletzt die Kirche und die übrigen Flügel errichtet. Die Kirche war 200 Fuß lang, 70 Fuß breit, ausgestattet mit 8 hohen und breiten Fenstern und 5 Kapellen zu beiden Seiten. Das Kloster enthielt bequem Raum für 30 Religiosen. Im Jahr 1674 wurde die Kirche vom Konstanzer Weihbischof, Johann Georg Sigmund Müller, einem Rottenburger, geweiht.

Beim zweiten Stadtbrand am 4. März 1735 wurde wiederum das ganze Kloster mit der Kirche eingeäschert. Doch gleich im darauffolgenden Jahr legte der Landvogt Marquard Frhr. von Ulm den Grundstein zum neuen, heute noch bestehenden Bau, und 1747 wurde die neue Kirche durch den Weihbischof von Konstanz, Graf Franz Karl Fugger, geweiht.

Das Ende

Die Blütezeit des Karmeliterklosters war aber vorüber; der aufklärerische Josefinismus hatte für Klöster wenig übrig. Mehr und mehr machte der Staat seine Kastenvogtei- und Aufsichtsrechte geltend. So durften z. B. ohne Genehmigung keine Verkäufe, Verpfändungen, Schuldaufnahmen, Bauvorhaben getätigt werden; Professoren und Lektoren mußten für den Schuldienst an einer österreichischen hohen Schule geprüft werden. 1783 zählte das Kloster noch 8 Patres. Immerhin verfiel es noch nicht der Säkularisation wie das Jesuitenkolleg in Rottenburg, das 1773 aufgehoben wurde. Mit dem Jesuitenkolleg hörte auch das damit verbundene Gymnasium auf zu bestehen. An seiner Stelle wurde 1774 eine Normalschule (neben der Elementarschule und der lateinischen Schule) mit zwei Katecheten und fünf weltlichen Lehrern eingerichtet; die Leitung derselben wurde dem Prior der Karmeliter übertragen. Die Karmeliter hätten nach einem Plan des Oberamts auch das Gymnasium übernehmen sollen, um dessen Wiederaufleben sich die Stadt Rottenburg weiterhin eifrig bemühte. Jedoch blieb dem Plan die kaiserliche Genehmigung versagt.

1806 wurde die Grafschaft Hohenberg an Württemberg abgetreten. Die württembergische Regierung hob am 27. Oktober 1806 das Karmeliterkloster auf; die Mönche wurden pensioniert und mußten in Bürgerhäuser ziehen, sofern sie nicht als Weltgeistliche eine Pfarrei erhielten. Der Besitz fiel an den Staat und wurde verkauft bzw. verpachtet. Seit 1817 dient das Klostergebäude als Priesterseminar.

2. Das Kapuzinerkloster

War das Karmeliterkloster in Rottenburg aus der tiefreligiösen Haltung des Mittelalters heraus entstanden, um den Segen Gottes durch die Klostergründung auf die Stadt herabzurufen, so waren für die Errichtung des Kapuzinerklosters ganz andere Beweggründe maßgebend. Sie fiel in die Zeit der Glaubenskämpfe, von denen ja auch Rottenburg nicht verschont blieb. Nur dem energischen Einschreiten König Ferdinands hatte Hohenberg es zu verdanken, daß die lutherische Bewegung zurückgedämmt wurde; aber die Menschen waren seelisch erschüttert und aufgewühlt und bangten um ihren Glauben. „Diser aller end und ortten mit den kezerischen Irrthumben umbringten Statt und Herschafft", schreibt der Hauptmann der Grafschaft Hohenberg, sei es ganz hoch vonnöten, eine Stütze für den katholischen Glauben zu gewinnen. Man suchte und fand sie in dem zur Zeit der Reformation entstandenen Orden der Kapuziner.

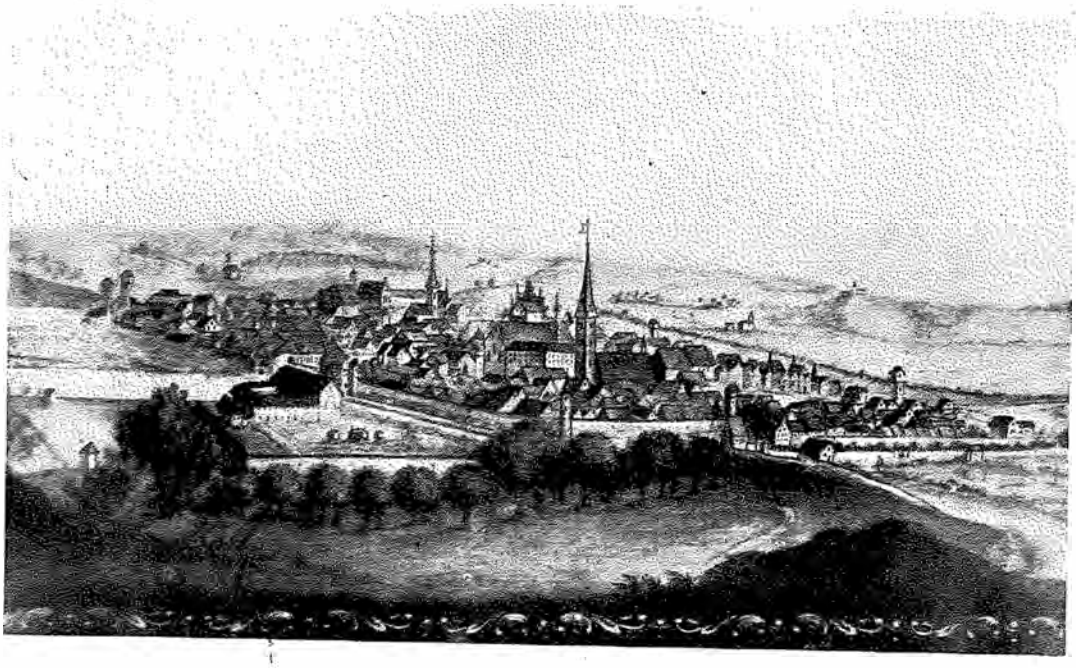
Bürgermeister und Rat verwenden sich

So traten im Jahre 1603 (nach der Oberamtsbeschreibung) Bürgermeister und Rat zu Rottenburg an den Provinzial des Kapuzinerordens heran mit der Bitte, in der Stadt ein Kloster einzurichten; man dachte dabei an die Wallfahrt zum Weggental, welche die Kapuziner übernehmen könnten. Die Stadt bewilligte zum Bau eines Klosters 4881 fl, das Chorstift St. Moriz 1603 fl, die umliegende Geistlichkeit 901 fl, die Bruderschaften der Handwerker 974 fl, die herrschaftlichen Beamten in Hohenberg 2775 fl, die Stadt Horb 600 fl. Auch erbot sich die Stadt Rottenburg, das Material an Holz, Steinen und Kalk auf den Platz zu führen, sowie namhafte Fronen durch die Bürger leisten zu lassen. Trotzdem blieb der Klosterbau „gesteckht oder versitzendt".

So sahen sich Bürgermeister und Rat im Jahre 1616 nach weiterer Unterstützung um. In erster Linie wandten sie sich an den damaligen Inhaber der Grafschaft Hohenberg, Markgraf Karl von Burgau, den Sohn Erzherzog Ferdinands. Dieser erwies sich als eifriger Förderer des Klosterbaues, bewilligte auch 2000 fl; die Summe wurde allerdings nicht ausbezahlt, weil inzwischen in der markgräflichen Residenz Günzburg selber ein Kapuzinerkloster erbaut wurde und die Gelder dort benötigt wurden. Den Bischof von Konstanz baten die Rottenburger Stadtväter

um Ueberlassung der Gefälle des Reichenbacher Hofs zu Horb für den Klosterbau; dies wurde ihnen vom Bischof aber abgeschlagen. Weitere Vorschläge zielten auf Zuweisung von Gefällen aus dem reichen Schramberger Heiligen und auf Ueberlassung der Gefälle der Kaplanei Dürbheim (diese seien zwar den Jesuiten zu Konstanz für die Gründung eines Kollegs zu Rottenburg versprochen, sie möchten aber zuerst 3—4 Jahre für den Kapuzinerklosterbau verwilligt werden, hernach dann den Jesuiten zur Verfügung stehen). Auch diese Vorschläge wurden abgelehnt, der Bau mußte also ganz aus den milden Gaben der Gemeinden und vieler Einzelpersonen (vor allem auch des Adels) bestritten werden.

Außer den mangelnden Mitteln scheinen noch andere Schwierigkeiten aufgetaucht zu sein; ein Bericht an den Markgrafen Karl meldet, daß sich bei Erkaufung des Platzes Diffikultät und Mangel erzeigt habe; in dem hiefür derzeit disponierten Platz sei des gewesenen Kastenkellers Christoph Seys auf 300 fl taxierter Garten gelegen, den dieser anscheinend nicht verkaufen wollte.



Aquarell von Rottenburg a. N., Mitte 18. Jahrhundert
Von SW aus: Jesuitenkirche links vom Domturm, Kapuzinerkloster links vor den Mauern der Stadt, Karmeliterkloster links vom St.-Moriz-Turm

Der Beschluß des Provinzial-Kapitels

Am 16. September 1616 fand in Luzern das Provinzialkapitel der Kapuziner statt, auf dem die Errichtung eines Klosters in Rottenburg beschlossen wurde. Bestimmend war für die Kapuziner, „daß dadurch nicht allein die Ehre Gottes zusamt der Untertanen Wohlfahrt adaugiert (vermehrt), sondern auch unserem Orden und desselben zugewandten Brüdern bei den allda zu Rottenburg vorhandenen kostbaren Sauerbrunnen und anderer Wasser gleichsamb ein Valetudinarium (Genesungsheim) auferbaut werden möge". Bald darauf, wohl schon 1617, trafen die für Rottenburg bestimmten Kapuziner in der Stadt ein und nahmen ihre Tätigkeit auf. Immer dringender wurde daher nun der Klosterbau. Am Michaelstag (28. Sept.) 1622 wurde endlich „das Kreuz aufgerichtet" und der Bau begonnen.

Der Klosterbau

Das Kloster befand sich auf der rechten Seite des Neckars an der Stadtmauer, aber außerhalb des Tores, das später Kapuzinertor genannt

wurde; die heutigen Straßennamen Kapuzinergasse, Kapuzinergraben, Kapuzinergarten und Klösterle bezeichnen noch den Platz, wo es stand. Durch das Tor führte ein Fußweg an dem Kloster vorbei den Neckar entlang nach Niedernau. Die ganze Anlage bestand aus der Kirche (mit 5 großen Fenstern), die ganz aus Stein erbaut war, mit Chor und Bethaus, dem Klosterbau, einem Holzstall und einem großen, mit einer Steinmauer umfriedigten Garten. Nach einem Baukostenüberschlag von 1623 wurden die Maurer- und Steinmetzarbeiten von Meister Peter Matter, Steinmetz zu Rottenburg, die Schreinerarbeiten (darunter auch die Täferung der Kirche und die Anfertigung des Gestühls) von Meister Jerg Ban, Schreiner zu Rottenburg, und die Glaserarbeiten (insgesamt 6000 Scheiben) von Hans Stefan Stein, Glaser, ausgeführt. Der gesamte Bau war auf 18 900 fl veranschlagt. Auf 10 000 Wagenladungen wurde der Bedarf an Steinen geschätzt. Darum bat der Kapuzinerguardian P. Basilius von Ueberlingen, für den Bau auch die Steine des alten Burgstalls der Weilerburg, die schon behauen und quadriert seien, benützen zu dürfen. Erzherzog Leopold gestattete daraufhin, die schon gefallenen Steine wegzuführen, die noch stehenden aber sollten zum Gedächtnis erhalten bleiben. War doch die Burg die Geburtsstätte Gertruds von Hohenberg, der Stammutter seines Geschlechts.

Das Wirken der Kapuziner

Im Jahre 1624 wurde der Bau seiner Bestimmung übergeben und bezogen; 14 Patres und etliche Laienbrüder konnte das Kloster aufnehmen. Die Tätigkeit der Kapuziner bestand vornehmlich in Beichthören, Predigen und Aushilfe in der Seelsorge; sie hielten Gottesdienst in der oberen Klause und im Spital, betreuten dort die Kranken und predigten an Sonn- und Feiertagen in der Stiftskirche zu Ehingen. Ihren Lebensunterhalt bestritten sie durch Terminieren (Sammlungen) und aus verschiedenen Stiftungen. So verwilligte z. B. die Erzherzogin Claudia, die Witwe Erzherzog Leopolds, dem Kloster jährlich 2 Fuder Wein (= 2175 l) und 52 Klafter Brennholz. Ein Urenkel des Markgrafen Karl von Burgau, Franz Anton von Hohenberg, der in das Kapuzinerkloster zu Rottenburg eintrat, vermachte 1684 demselben ein ewiges Licht, einen neuen Tabernakel für die Kirche, ein wöchentliches Almosen von 6 Maß Wein (= 9 l), 4 Laiblein weißes Brot und einmal in der Woche an einem Fleischtag einen guten Braten.

Der Josefinismus ließ das Kloster im wesentlichen unbehelligt. Aus einem Bericht des Landvogts von Zweyer geht hervor, daß die Kapuziner beliebt waren und besonders zu ihren Beichtstühlen großen Zulauf hatten. Bezeichnend für die Anschauungen der Aufklärung ist der Vorschlag, den der Landvogt hinsichtlich des Kapuzinerklosters machte: statt des dem Publikum schädlichen Terminierens sollte besser ein Fundus zum Unterhalt der Kapuziner ausfindig gemacht werden. Für die Übung der vollkommenen Armut brachte man in dieser Zeit kein Verständnis auf.

Der Aufhebungsbefehl

Wie die anderen Klöster und Stifte wurde auch das Kapuzinerkloster in Rottenburg im Jahre 1806 aufgehoben. Am 5. August 1806 wurde den 7 Patres und 3 Laienbrüdern der Aufhebungsbefehl eröffnet. Am 9. November 1806 verließen die Insassen das Kloster und wurden nach Riedlingen überführt; nur 3 Patres, die aus dem Elsaß stammten, blieben zurück, um am 19. Nov. 1806 in ihre Heimat zurückzukehren. Für die Gebäude zeigte ursprünglich die Stadt Rottenburg als Kaufliebhaber Interesse, um auf dem Areal einen neuen Begräbnisplatz anzulegen. Schließlich wurde aber doch die ganze Klosteranlage im Mai 1807 um 3110 fl an Amtmann Engel verkauft und zum größten Teil abgebrochen

3. Zur Vorgeschichte der Jesuitenniederlassung in Rottenburg

Als die vorderösterreichischen Regierungsräte Frhr. von Sumeraw und Frhr. von Majer im Jahre 1773 nach Rottenburg kamen, um gemäß kaiserlicher Verordnung das Jesuitenkolleg aufzuheben und sein nicht unbeträchtliches Vermögen für den Staat sicherzustellen, berichteten sie nach Hofe auch von einer Forderung von 83 635 fl, welche die Rottenburger Jesuiten an den Herzog von Württemberg zu stellen hatten. Der Bescheid aus Wien lautete allerdings dahin, die „Regierung habe diese Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen".

Was hat es mit dieser Schuldforderung für eine Bewandtnis? Sie führt uns in ein Kapitel aus der Zeit der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges, in welcher der Grund zu der Jesuitenniederlassung in Rottenburg gelegt wurde. Als stärkste kirchliche Waffe im Kampf gegen das Vordringen der Reformation fand der Jesuitenorden, 1540 von Ignatius von Loyola gegründet, in Deutschland Eingang. Auch in Rottenburg suchte Erzherzog Leopold erstmals 1623 die Jesuiten einzuführen, um den Protestantis-

mus von Hohenbergs Grenzen abzuwehren, der vor allem von Tübingen her drohte. Er bestimmte die Einkünfte der Kaplanei Dürbheim bei Spaichingen als wirtschaftliche Grundlage für die geplante Niederlassung. Allein die Rottenburger lehnten den Plan ab, auch als der Erzherzog 1628 den Versuch wiederholte; sie verwiesen auf die fehlenden Mittel (vgl. die Gründung des Kapuzinerklosters 10 Jahre früher!) und auf die ausreichend vorhandenen Pfarrgeistlichen und Ordensleute, die mit Sorgfalt darauf bedacht seien, die nahen Wölfe nicht in den Schafstall einbrechen zu lassen. Der Tod Erzherzog Leopolds (1632) und die immer drückendere Not des Dreißigjährigen Krieges brachten vollends alle Pläne einer Jesuitenniederlassung in Hohenberg zum Erliegen.

Dafür fanden die Jesuiten ein ungeahntes Betätigungsfeld in dem benachbarten protestantischen Württemberg. Als nämlich Kaiser Ferdinand II. nach der Schlacht bei Nördlingen 1634 das Herzogtum Württemberg als erobertes Land in Besitz nahm, schenkte er den Jesuiten der oberdeutschen Provinz auf Grund des Restitutionsedikts von 1629 (Alle seit 1552 von den Protestanten erworbenen Landesteile, in Württemberg 22 Klöster und Stifte, sollten den Katholiken zurückgegeben werden) verschiedene Stifter mit allen Rechten, Gütern, Einkünften, Untertanen und Zubehör, so das Kollegiatstift Backnang (31. Juli 1635), die Propstei und das mit dieser verbundene Kanzleramt an der Hohen Schule zu Tübingen (etwa im selben Jahr), das Kollegiatstift Stuttgart (15. Nov. 1637), das Chorstift Herrenberg (17. Nov. 1637) und das Chorstift Göppingen/Oberhofen mit Faurndau und Boll (16. Jan. 1639). Die Patres gingen mit Eifer an die Wiederherstellung der katholischen Religion.

Andererseits wehrte sich Herzog Eberhard III. heftig gegen die Restitution und erreichte auch im Prager Frieden 1638, daß den Protestanten die Ausübung ihre Religion an diesen Orten wieder gestattet wurde; die Stifter aber blieben den Jesuiten, die ihrerseits unter dem 7. Mai 1639 von Kaiser Ferdinand III. eine Bestätigung der Schenkung und einen Schutzbrief erhielten. Württemberg versuchte also auf andere Weise, den Jesuiten das Wasser abzugraben: unter allerlei Vorwänden wurden ihnen die zustehenden Stiftseinkünfte vorenthalten. In Backnang z. B. beschlagnahmten die württembergischen Beamten am 16. April 1639 alle beweglichen und unbeweglichen Güter, angeblich weil das Stift die ihm auferlegte Kontribution von 1012 fl nicht bezahlte. In Stuttgart wurde der Stiftskeller erbrochen und 380 württembergische Eimer an Prädikanten und andere Beamte verteilt. Ein ähnliches Schicksal erwartete sie hinsichtlich der Einkünfte zu Herrenberg und Göppingen und in einigen Orten mit Stiftsgütern, wie Strümpfelbach, Endersbach, Mühlhausen, Tenzlingen, Altenriet, Altdorf u. a. „Der Saumsal der Censiten (Zehntpflichtigen) und die verweigerte Hilfe der übel gesinnten Jurisdiktionsbeamten", heißt es in einem Bericht, „waren Ursache eines bis in das Jahr 1648 sich ergebenen Rückstands von 83 635 fl, woran es dem Stift Backnang 63 599 fl, dem Stift Herrenberg und Tübingen 13 036 fl und der Hohen Schule zu Tübingen wegen vertagter Cancellariatsbesoldung 7000 fl getroffen."

Durch den Westfälischen Frieden von 1648 (§ 5 Nr. 9) wurde der Besitzstand vom Jahre 1624 wiederhergestellt; infolgedessen mußten auch die Jesuiten die ihnen übertragenen Stifter wieder zurückgeben. Ihre Rückforderung durch Württemberg erfolgte zum Teil auf sehr scharfe Weise und mit persönlicher Bedrohung der Patres, so daß P. Michael Weidenhiller, Oberpropst zu Backnang, sich und die Seinen nach Stuttgart flüchten mußte, P. Georg Westermeyer, Propst zu Göppingen, ebenfalls Hals über Kopf sein Stift verlassen mußte, ohne die Dokumente und Urbare mitnehmen zu können, womit er die in Göppingen zu fordernden Ausstände von 20 000 fl hätte belegen können. Am 18. Jan. 1649 übergaben die Jesuiten alle bisher besessenen Güter an Württemberg.

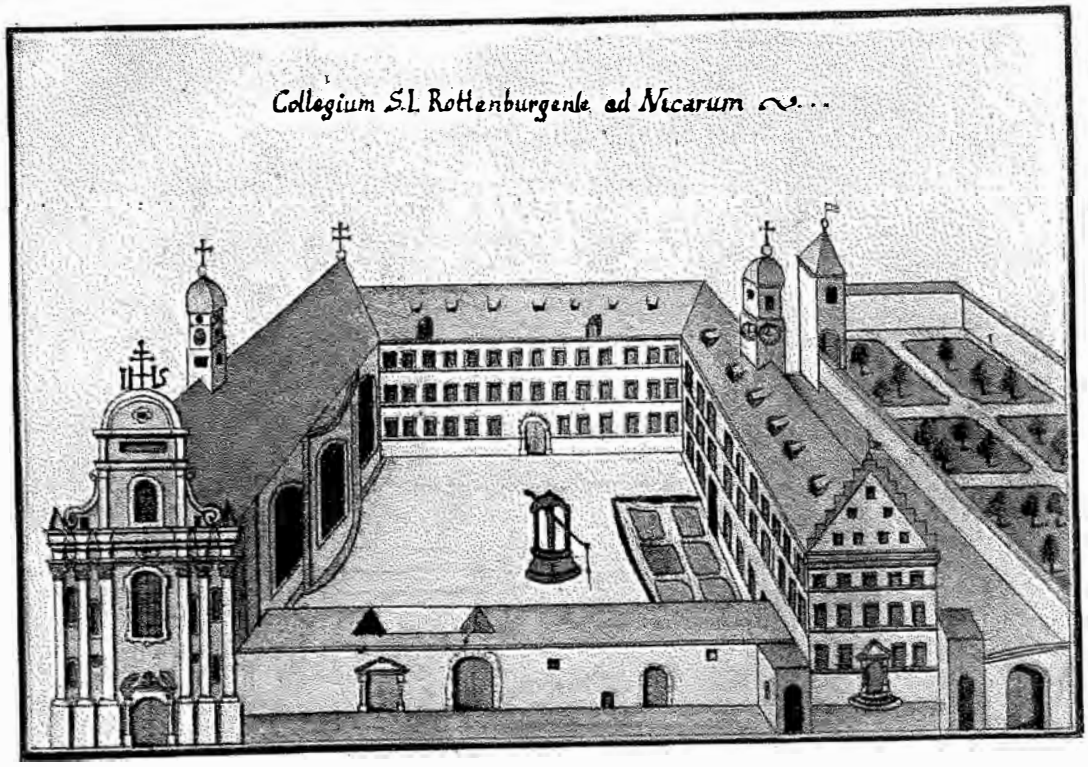
Ueber die Auszahlung der Rückstände kam zu Stuttgart eine Verhandlung zustande, bei der die Jesuiten den Ausstand beim Stift Stuttgart im Betrag von 20 000 fl den protestantischen Kirchendienern überließen unter der Bedingung, daß wenigstens die restlichen 83 635 fl erstattet würden. Die zur Vollziehung des Friedensschlusses eingesetzte Kommission erkannte die Berechtigung der Forderung an und sagte ihre Bezahlung zu; bis zu deren Eingang sollten die Jesuiten alle auf die Forderung bezüglichen Dokumente als Unterpfand behalten. Diese Regelung wurde von den württembergischen Delegierten, dem Oberrat Dr. Johann Aihin, dem Visitationsrat Johann Eberhard Heysert und dem Hofregistrator Christian Hornmold, bestätigt. Die Urkunden und Urbare wurden daraufhin im Provinzialat der Jesuiten in München aufbewahrt. Zur Begleichung der Ausstände ist es aber nie gekommen.

Durch die Vertreibung aus ihren württembergischen Niederlassungen waren die Patres gezwungen, sich nach einer neuen Heimat umzusehen. Der Superior der Tübinger Präfektur, P. Jacobus Thebas, wurde auf das nahe Rottenburg verwiesen. Nach dem zweimaligen Mißerfolg vor 25 bzw.

20 Jahren und bei den noch ungünstigeren Verhältnissen als damals, bei der Verarmung der Stadt durch Krieg und Stadtbrand überrascht es, daß diesmal die Jesuiten bereitwillig Aufnahme fanden. Ende Februar 1649 zogen sie in Rottenburg ein. Auf persönliche Vorstellungen von P. Thebas in Innsbruck hin bekamen die Jesuiten die Kollersche Wohnung am Ehinger Platz und einen ausreichenden Lebensunterhalt zugewiesen (die Einkünfte der Sülchenkirche, der Muttergotteskapelle bei Hirschau und die Papiermühle oberhalb Rottenburg). So wurde 1650 die Niederlassung als „Residenz" gegründet; P. Thebas wurde ihr erster Superior.

Von Anfang an entfalteten die Jesuiten eine eifrige Tätigkeit, sowohl in der Seelsorge wie zum Ausbau ihrer Niederlassung. Mit Hilfe reichlicher Schenkungen konnten sie 1651 den Kreuzlingerhof (an der Stelle des heutigen Südflügels des Bischöflichen Palais) erwerben. 1653 übernahmen sie die Wallfahrtskirche Weggental. Das nächste Ziel war die Errichtung eines Gymnasiums, womit die Erhebung der „Residenz" zum „Kolleg" verbunden war. Diese erfolgte im Jahre 1668; der erste Rektor des Kollegs war P. Reinhard Kabelius.

Was aber war aus jener Forderung von 83 635 fl geworden? Immer wieder waren die Jesuiten beim Herzog von Württemberg wegen der Bezahlung der Ausstände vorstellig geworden (14. Okt. 1650, 12. Dez. 1656, 16. Mai 1666, 16. Nov. 1672), allein ohne jeden Erfolg, trotzdem Kaiser Leopold im Jahr 1675 ein Promotorial-(Empfehlungs-) Schreiben an den Herzog von Württemberg erließ. Im gleichen Jahr wurde der Rektor des Rottenburger Kollegs ermächtigt, alle zur Beitreibung der Forderung nötigen Schritte zu tun. Schließlich machte Rektor P. Edelmann 1698 einen neuen Vorschlag: der Kaiser solle die Schuldforderung des Kollegs übernehmen und diesem dafür etwa ein Drittel bar in jährlichen Fristen „zur Erpauung dessen höchst nothwendiger Kirchen, so dem heil. Josepho zu ehren verlobet worden", zuschießen; mit der Schuldprätension könne bei den bevorstehenden Verhandlungen über die mit Württemberg obwaltenden Differenzen großer Nutzen und Vorteil geschafft werden, vor allem könne damit der Gefahr, daß Polt-



Jesuitenkollegium, Tuschzeichnung von 1789

ringen und Oberndorf vollends ganz württembergisch und der katholischen Religion entfremdet werden, gesteuert werden.

*

Nun, die Josefskirche wurde 1711 zu bauen angefangen (an den Westflügel das heutige Palais südwärts anstoßend; vgl. dazu auch „Sülchgauer Scholle" 1933, S. 52 ff.) ohne kaiserlichen Beitrag, die Konferenzen mit Württemberg wurden 1702, 1727 und 1750 abgehalten, ohne den Trumpf der Jesuitenforderung auszuspielen. Ja die Schuldforderung überlebte sogar das Jesuitenkolleg, das 1773 aufgehoben wurde, bis sie selbst anno 1775 ad acta gelegt wurde. Auch die Josefskirche fiel 1789 der Aufklärung zum Opfer und wurde abgebrochen.

4. Das Jesuitengymnasium

Als die Jesuiten im Februar 1649, von Soldaten des französischen Generals Tracy geleitet, in Rottenburg einzogen, standen sie vor dem Nichts. In den ersten Jahren ihrer Rottenburger Tätigkeit besaßen sie nicht einmal ein eigenes Heim; die Kollersche Behausung in Ehingen, die sie aufnahm, trug noch lange die bezeichnende Inschrift: Non commorandi, sed habitandi causa. (Nicht zum Bleiben, nur zum Wohnen.) Um überhaupt eine gedeihliche Tätigkeit entfalten zu können, war daher ihre erste Sorge der Erwerb eines eigenen Gebäudes. Von Anfang an aber war vorgesehen, mit dem zu erbauenden Kolleg ein Gymnasium zu errichten. Sie folgten damit dem großen Vorbild ihres Ordensbruders Petrus Canisius, dessen vordringliches Bemühen der Unterrichtung der Jugend und dem Aufbau eines von religiösem Geist erfüllten Schulwesens galt.

Der Anfang

Um diese große Aufgabe erfüllen zu können, waren P. Jakobus Thebas und seine zwei Mitpatres ganz auf wohltätige Schenkungen und Stiftungen angewiesen. Sicher hat er selbst die bescheidene Gabe von 20 fl des Generals Tracy, die allererste, welche die Jesuiten in Rottenburg 1649 erhielten, mit Freude aufgenommen. Aber bald waren es der Schenkungen so viele und so großzügige, daß sie zwei Jahre nach ihrem Einzug vom Kloster Kreuzlingen zwei Hofstätten in der Nähe des inneren Sülchertors eintauschen und dort ihr neues Kolleg mit einem Gymnasium erbauen konnten. Die Stadt Rottenburg zeigte schon zu Beginn ein tätiges Interesse an der Errichtung eines Gymnasiums; sie hatte zu diesem Zweck schon 1649 „einen ansehnlichen Platz und beynebst einen Garten" im Wert von 700 fl geschenkt, auch neben mehreren Geldschenkungen in den ersten Jahren den jährlichen Hauszins für den Kreuzlinger Hof mit 25 fl, dann auf zwei Jahre für jeden Professor der Philosophie und Moraltheologie jährlich 50 Taler bezahlt; 1663 befreite sie das Kollegiumsgebäude, das Gymnasium, später (1711) auch den zur Jesuitenkirche gestifteten Platz von der Steuer; 1668 schenkte sie dem Kolleg zum Bau des Gymnasiums 2250 fl nebst einem vierjährigen Zinsrückstand.

Die Stadt und die fünf „Pfandschaftsflecken" Weitingen, Rohrdorf, Wendelsheim, Hirschau und Wurmlingen verpflichteten sich freiwillig in einem Rezeß vom 5. Oktober 1660, unentgeltlich jährlich 200 Klafter Brennholz aus der Herrschaft Wald für die Schule herbeizuschaffen. Die solide Grundlage für die Jesuitenniederlassung wurde aber durch Erzherzog Ferdinand Karl geschaffen, der am 26. 4. 1661 zur Bestätigung früherer Stiftungen neue hinzufügte und dem Kolleg das jus civitatis (Bürgerrecht) samt anderen Freiheiten und Privilegien verlieh. „Späterhin", so heißt es in einem Bericht von 1806, „sind diesem Kollegium theils von der Stadt Rottenburg und vielen Bürgerskindern aus derselben, theils von andern Gutthätern aus der Nachbarschaft hauptsächlich zum Unterhalt des Gymnasiums so viele Schenkungen gemacht worden, daß diese nach den aus den Jesuitenakten gezogenen Verzeichnissen sich auf die Summe von 101 666 fl beloffen haben." Wir haben schon gehört, daß 1668 dann die päpstliche Genehmigung des Kollegiums und die Einsetzung des P. Reinhard Kabelius (Gabel) als erster Rektor erfolgte.

Im eigenen Heim

Zu der Zeit, als die Jesuiten noch „das Stiftspfründhaus neben dem Prädikaturhaus an dem Kirchgäßl pro gymnasio brauchten", wie Weittenauer in seiner Chronik berichtet, ist wohl noch nicht an einen voll ausgebauten Unterricht zu denken. Dieser setzte erst ein, als der Kollegiumsbau (das heutige Bischöfliche Palais) fertiggestellt und in seinem Südflügel das Gymnasium eingerichtet war. Auch muß bald die Zahl der Patres vermehrt worden sein; denn beim neuen Gymnasium wurden „für alle sechs unteren lateinischen Schulen (= Klassen) besondere Lehrer angestellt." Um die Jahrhundertwende waren acht Jesuitenpatres im Kolleg, anderthalb Jahrzehnte später waren es schon dreizehn, bei der Aufhebung 1773 gar achtzehn.

Der Lehrplan

Der Lehrplan des Jesuitengymnasiums war nach der im Orden geltenden Ratio studiorum

aufgestellt. In Rottenburg wurden zunächst nur die unteren Klassen gehalten, nämlich Grammatik, Poetik und Rhetorik; das war also in der Hauptsache die Erlernung der lateinischen Sprache. Später wurde noch Logik, Physik und casus conscientiae (Moraltheologie) in den Unterrichtsplan aufgenommen, also Fächer der höheren Klassen. Deutsch und Geschichte waren im allgemeinen stiefmütterlich behandelt.

Es mag auffallen, daß auch der Religionsunterricht (im landläufigen Sinn) im Lehrplan nicht besonders bedacht war. Die religiöse Erziehung wurde bei den Jesuiten nicht mit einigen Unterrichtsstunden abgetan, vielmehr war der gesamte Erziehungsplan des Gymnasiums danach ausgerichtet. So gründeten die Rottenburger Patres schon 1652, also noch ehe das eigentliche Gymnasium erbaut war, für ihre Schüler eine marianische Kongregation (Für die Bürger der Stadt war schon 1650 eine errichtet worden). Mit dem Gymnasium war ein Internat verbunden: die auswärtigen Schüler wohnten im Kollegium selbst und nahmen so am ganzen Ordensleben teil. Im Mittelpunkt der Bildungsarbeit stand der tägliche Besuch des Gottesdienstes. Deshalb war schon beim Bau des Kollegiums eine eigene Kirche vorgesehen (vgl. Fr. Haug in „Sülchgauer Scholle" 1933, S. 52 ff.); da ihre Ausführung großen Schwierigkeiten begegnete, wurden zunächst die unteren zwei Stockwerke im Südflügel des Kollegs als Hauskapelle eingerichtet, bis dann 1711 mit dem Bau der schönen Josefskirche begonnen werden konnte.

Für die besten Jahresleistungen wurden bei der öffentlichen Schlußfeier Studienpreise verteilt, für welche die Regierung in Wien jährlich aus der Kasse des Rentamts zu Rottenburg 30 fl stiftete. Am Jesuitengymnasium wurden die Schüler für den Besuch der Hochschule vorbereitet. Viele Rottenburger Jesuitenschüler bevölkerten nachher die Universitäten zu Freiburg, Dillingen, Mainz, Würzburg u. a. Vor der Aufhebung war das Gymnasium von über 80 Studenten besucht.

Ein schwerer Schlag

Es war also ein schwerer Schlag für die Stadt Rottenburg und die Landschaft, als der Aufhebung des Jesuitenkollegs auch das Gymnasium zum Opfer fiel. Zwar versahen die pensionierten Jesuiten das Gymnasium noch über ein Jahr, aber dann, so heißt es in einer späteren Eingabe, „wurden die tauglichsten von ihnen teils auf andere Professuren, teils auf Pfarreien befördert, und auf diese Weise ging das Gymnasium zu Rottenburg ein." Einer Weiterführung des Gymnasiums unter der Leitung der Karmeliter, um welche die Stadt Rottenburg bei Hof bittlich einkam, widersetzte sich die Universität Freiburg, da sie „nicht so viele Gymnasien neben sich dulden wollte!" Statt des Gymnasiums wurde eine deutsche Normalschule eingeführt, an der neben fünf weltlichen Lehrern zwei Karmeliterpatres unterrichteten und deren Leitung der P. Prior der Karmeliter hatte. Aus dem Vermögen des aufgehobenen Jesuitenkollegs im Betrag von 366 896 fl 18 x wurde von der Regierung der „Exjesuiten- und Studienfonds" gebildet, aus dem die Besoldungen der Lehrkräfte an der Normalschule bezahlt wurden.

Erst im Jahr 1828, mit der Errichtung des Bistums und der Verlegung des Bischofssitzes nach Rottenburg, erhielt die Stadt wieder ein Gymnasium.

5. Die Besitzungen des Jesuitenkollegiums

Bei den Stiftungen, die den Jesuiten in Rottenburg von allen Seiten zuflossen, unterschieden sie sehr genau zwischen solchen, die ad fundationem gemacht wurden, also sozusagen zum Gründungskapital gehörten und aus denen sie ihren unmittelbaren Lebensunterhalt zogen, und solchen, die ad bonum ecclesiae, zur Ehre der Kirche, oder ad usum laicalem, zum beliebigen weltlichen Gebrauch, bestimmt waren.

Stiftungsgüter

Zu den ersteren zählten, wie wir schon früher gehört haben, die Einkünfte der verschiedenen Kirchen und Benefizien. Diese waren jedoch nicht allzu bedeutend; deswegen schlugen die Jesuiten alle Schenkungen der ersten Jahre, soweit sie nicht ausgesprochen zweckgebunden waren, zum Stiftungskapital. Das geschah auch mit der großzügigen Schenkung des Fürsten Eitel Friedrich von Zollern, der am 1. Juni 1650 den Jesuiten in Rottenburg „seinen eigentümlichen Hof zu Rangendingen samt 30 Jauchert Wald im Schlechtenhart und Ramspach" übergab. Ebenso erteilte die oberösterr. Regierung ausdrücklich ihre Genehmigung dazu, daß das Vermächtnis des Freiherrn Joachim von Hausen, Herrn zu Stetten am kalten Markt, von 20 000 fl, von denen aber nur 16 000 fl ausbezahlt wurden, ad fundationem gerechnet werden. Mit dieser Stiftung wurden vor allem die Rottenburger Gebäude und Güter erkauft und unterhalten. Außer dem Kolleg besaßen die Jesuiten in der Stadt später noch das sog. Jesuitenhaus, ein einstöckiges Gebäude, das Jesuitenhöfle (in der Burggasse gegenüber dem Palais) und das „Fischhaus im

Neckar bei den Karmelitern"; an Gütern gehörten ihnen 4 Gärten, 3 Mannsmahd Wiesen, 3 Morgen Reben und 19 Morgen Aecker, dazu Gefälle in Rottenburg, Wendelsheim (aus dem Hartmanns- und Haberlehen), Seebronn und Hirschau.

Die anderen Schenkungen, deren Betrag teilweise sehr bedeutend war, wurden in Sachwerten angelegt. Die Besitzungen, die so erworben wurden, verwalteten die Jesuiten wie andere weltliche Herren. Als Grundherren waren sie nicht besser und nicht schlechter als jene; wir haben Zeugnisse, daß z. B. in Bühl und in Dotternhausen die Untertanen gegen das stramme Regiment aufbegehrten oder sich über zu schwere Lasten beklagten. Andererseits stellt man rühmend fest, daß alle „Jesuitengüter" bei der Aufhebung des Kollegs in vorbildlichem Zustand waren und eine tüchtige Wirtschaft verrieten. Insgesamt waren es drei, außerhalb Rottenburgs liegende Besitzungen.

Die Herrschaft in Dotternhausen

Im Jahre 1665 schenkte Kaiser Leopold I. aus dem Vermächtnis, das Erzherzog Franz Sigmund ad pias causas bestimmt hatte, dem Jesuitenkolleg 14 000 fl. Diese wurden gleich im folgenden Jahre (11. Okt. 1666) zum Ankauf von Dotternhausen und Roßwangen (bei Schömberg) verwendet. Beide Orte bildeten eine Herrschaft, welche im 15. Jahrh. die Bubenhofen, im 16. Jahrh. die Stotzingen besaßen. Die letzteren verkauften sie schuldenhalber 1666 um 24 500 fl. an Kaspar Leopold, der sie sogleich um 20 000 fl. den Jesuiten zu Rottenburg überließ. Der Abschlag von 4500 fl. war der Preis, zu dem das Jus territorii et gladii (Landeshoheit und hohe Gerichtsbarkeit) angeschlagen wurde, welche sich der Kaiser vorbehalten hatte. Niedergerichtsbarkeit, Patronatsrecht und andere Rechte und Einkünfte in den beiden Flecken gingen an die Jesuiten über, nur das Steuerrecht stand dem Ritterkanton Neckar-Schwarzwald zu.

Die Verwaltung erfolgte durch einen Syndikus zu Rottenburg (einmal der Oberamtsregistrator Neipp, später der Stadtschreiber Aumayer), der dem Vogt zu Dotternhausen die Befehle der Jesuiten zustellte. Bei der Aufhebung gehörten zum Herrschaftsbesitz neben dem Amtshaus mit den Wirtschaftsgebäuden u. a. ein Wirtshaus, eine Sägmühle, 218 Jauchert Acker, 132¼ Mannsmahd Wiesen, 70 Jauchert Wald mit einem Gesamtwert von 166 601 fl., 56 Kr., 4 hl. Die Herrschaft wurde 1789 vom Religionsfonds um 150 000 fl. verkauft.

Das Dorf Bühl

Einige Jahre nach dem Erwerb der Herrschaft Dotternhausen kamen die Jesuiten in den Besitz des Dorfes Bühl. Dieses war nach über 100-jähriger Teilung in eine Ehingensche und eine Stainsche Hälfte 1628 wieder als Ganzes von der oberösterreichischen Hofkammer in eigene Verwaltung genommen worden. Im Jahr 1654 erhielt es der Leibarzt des Erzherzogs Ferdinand Karl, Dr. Oswald von Ried, als Lehen; sein Verwalter Obristleutnant Peter Ruffin ließ aber das Gut ganz verkommen, weshalb es ihm 1665 wieder abgenommen wurde.

10 000 fl. in bar zahlte das Jesuitenkolleg 1675 in die leeren Kassen Kaiser Leopolds I. und erhielt dafür das herabgewirtschaftete, verwahrloste Schloß, Dorf und Gut Bühl als Pfand mit dem Vorbehalt ewiger Wiederlosung, auch der hohen Obrigkeit und des juris collectandi (Steuerrechts) zur Ehingischen Kasse. Trotzdem muß es ein begehrter Besitz gewesen sein; denn auch der Prälat von Obermarchtal bot dieselbe Summe für Bühl. Als im Jahre 1680 Abt Nikolaus von Obermarchtal nochmals den Versuch machte, Bühl an sich zu bringen, erklärten die Jesuiten, sie wollten „lieber noch 5000 fl. dazuschießen, auch mit ihrem Schaden, als das Gut in fremde Hände kommen lassen". Sie behielten es auch, sogar unter Wegfall der Wiederlösungsklausel. Aber es war keine gewinnbringende Kapitalanlage. Nachdem 1703 wegen des Krieges der Pfandschilling nochmals um 750 fl. erhöht und 2000 fl., die das Kolleg in die schadhaften Wirtschaftsgebäude gesteckt hatte, auf die Pfandsumme angerechnet worden waren, belief sich diese auf 17 750 fl. Demgegenüber zeigt eine Aufstellung, daß der Reinertrag des Gutes in den Jahren 1720—1741 sich auf insgesamt 10 547 fl. 19 kr. 1 hl., also jährlich im Durchschnitt auf rund 480 fl. belief; das entspricht einer Verzinsung von 2½ Prozent.

Um so mehr verstand es die österreichische Hofkammer, aus dem Besitz Kapital zu schlagen. Als die Jesuiten die Güter wieder hochgebracht, die „ruinosen" Schloßgebäude mit namhaften Kosten wieder instandgesetzt hatten und anfingen, Nutzen daraus zu ziehen, ließ sich der Pfandherr nochmals bare 8000 fl. bezahlen und verwandelte dafür die Pfandschaft in ein wirkliches Lehen. Als es 1773 zum Religionsfonds eingezogen wurde, bestand es aus dem Schloß oder „Tusculum" mit Bierbrauerei und Wirtschaftsgebäuden, einer Kelter, 182 Morgen Aecker, 107 Morgen Wiesen, 16¼ Morgen Garten, 6 Morgen Weinberg und 666 Morgen Wald im Gesamtwert von 119 272 fl. 34 kr.; es wurde 1792 in einzelnen Stücken an Bühler Bürger verkauft.

Als letzte größere Besitzung erwarb sich das Jesuitenkolleg zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Mühle und den Gültlehenhof zu Niedernau. Die Mühle gehörte ursprünglich zum herrschaftlichen Besitz; im 17. Jahrhundert wurde sie aber verkauft und wanderte in einzelnen Anteilen von einer Hand in die andere, bis 1697 Freiherr Dionys von Rost zu Vollmaringen, Hauptmann der Grafschaft Hohenberg, alle Teile wieder in seiner Hand vereinigte. Am 20. August 1701 tauschten die Jesuiten die Mühle zu Niedernau und die Bubenhofische Weinlandgarbe zu Rottenburg gegen die ihnen eigentümlich zustehenden Kaplaneigüter zu Dürbheim, den Zehntanteil zu Böttingen und einige hierzu gehörige Kapitalien ein. Den ebenfalls zur Kaplanei Dürbheim gehörenden Vögelinshof zu Balgheim hatte das Jesuitenkolleg schon 1694 um 450 fl. an Baron von Rost abgetreten.

Anders verhielt es sich mit dem Hof zu Niedernau, der nahe der Mühle unterhalb der Kirche lag. Ursprünglich mit der Mühle verbunden, blieb er bis ins 17. Jahrhundert herrschaftliches Eigentum, den Inhabern aber als Erblehen überlassen; er bestand außer Hofgebäude und Garten aus 23 Jauchert Acker, 19 Mannsmahd Wiesen und 17½ Morgen Wald; die Gült daraus betrug jährlich 8 Malter Roggen, 1 Gans, 2 Hühner und 50 Eier, dazu noch jährlich 18 Schilling Heller, „und was das beste ist, so dorften dise Guether mit Steyr und Anlag alljährlich höher nicht als mit 2 Pfd. 5 ß hlr thut Kreuzer Währung 1 fl. 26 kr. 4 hlr. 2 örtle belegt, und beschwärtht werden". Die Hälfte dieses Hofes hatte Freiherr Dionys von Rost Anfang der 1680er Jahre erworben und dazu, um das Gut rentabler zu machen, noch etliche Güter von Niedernauer Bauern dazugekauft. Im Jahre 1706 verkaufte Freiherr von Rost auch diesen Besitz (das halbe Hofgut und die hinzugekauften Güter) um 6000 fl. an das Karmeliterkloster in Rottenburg. Wegen der Widerstände innerhalb des Konvents gegen diese Erwerbung veräußerten die Karmeliter aber den Besitz am 3. Februar 1708 weiter an das Jesuitenkolleg um 4000 fl. in bar, ein versichertes Kapital von 1600 fl. zu Geislingen samt rückständigen Zinsen und Kapital von 650 fl. zu Schömberg. (Die Oberamtsbeschreibung Rottenburg II, 281 f., vermengt unrichtigerweise den Kauf der Mühle und des Hofgutes.) Mühle und halbes Hofgut blieben im Besitz der Jesuiten bis zur Aufhebung des Kollegs; im Aufhebungsinventar sind sie mit 13 428 fl., 34 kr. angeschlagen.

Die nüchterne Aufklärungszeit sagte (in einem Bericht des Landvogts von Zweyer von 1771): „Die Jesuiten sind für die Religion sehr nützlich, zahlen dem Landesfürsten hohe Steuern und lassen den Handwerksmann verdienen." Man sollte aber über dem wohltätigen weltlichen Wirken der Jesuiten auch nicht übersehen, welcher Strom von Segen durch Seelsorge und Jugenderziehung gerade vom Rottenburger Kolleg aus in unsere Stadt und Gegend geflossen ist.

6. Die Klausen

Zu den charakteristischen Schöpfungen des Mittelalters auf dem Gebiet des religiösen Lebens gehören die sog. „Sammlungen" Dem Aufblühen der Männerklöster der Benediktiner, Prämonstratenser und Zisterzienser im 12. Jahrh., vor allem aber der Bettelorden (Franziskaner und Dominikaner) im 13. Jahrh. entsprach in der Frauenwelt ein starker Zug zum beschaulichen, klösterlichen Leben. Aber trotz der Vielzahl der Klostergründungen konnten diese dem großen Andrang frommer Frauen nur zu einem Teil entsprechen; die nicht Aufnahme fanden, bildeten daher als Beginen freie Vereinigungen oder Sammlungen. Diese schlossen sich später meist dem Dritten Orden der Dominikaner, weniger zahlreich dem der Franziskaner an. So entstanden auch in unserer Stadt im 14. Jahrh. drei solcher Sammlungen.

Die Sammlung beim Sülchertor

Die Barfüßer Herberg, beim Sülchertor hinter dem Kreuzlingerhof gelegen, eine Sammlung vom 3. Orden des hl. Franziskus, wird erstmals 1345 urkundlich genannt. Ihr Ursprung und ihre Geschichte liegt ganz im Dunkeln. Die wenigen Urkunden berichten nur von Schenkungen und Käufen, so von einer Priorin Hedwig die Wuelin, die 1368 dem Stift Ehingen eine jährliche Gült von 3 Scheffel Vesen (Dinkel) vermacht, oder 1410 von einem Gültkauf aus dem Götzenhof zu Remmingsheim. Ende des 15. Jahrh. zählte die Sammlung aber nur noch zwei Schwestern, Mechtild die Lescherin, Muhme des Ritters Georg von Ehingen, und Brigitta Schenzin. Sie wurde daher mit landesherrlicher und bischöflicher Genehmigung aufgelöst und ihre Einkünfte mit der Almosenstiftung des Arztes Rock vereinigt; 4 Jahre lang durfte die Hälfte des Einkommens der Sammlung beim Sülchentor noch zum Stadtbau verwendet werden.

Die Klause Sülchen

Ähnlich verhielt es sich mit der Klause Sülchen neben der Sülchenkirche, die 1384 zum erstenmal in einer Urkunde erscheint. Auch sie war eine Sammlung von Franziskanerinnen (nicht Dominikanerinnen, wie OAB. Rottenburg,

II, 18 u. 75). Der Konvent war wohl wie der beim Sülchertor klein, hatte aber ausreichenden Grundbesitz, vor allem in der Gegend um Sülchen, um die Klosterfrauen zu ernähren; Kauf- und Schenkungsurkunden aus dem 15. und 16. Jahrh. zeugen davon.

Wie allerorts ließ auch bei den Klosterfrauen in Rottenburg im 15. Jahrh. die strenge Ordenszucht nach, und als die Reformation in unserer Gegend die neue Lehre verkündete, trat mehr als eine aus dem Kloster aus, heiratete und ließ sich „haushäblich" in Rottenburg nieder. Im Jahre 1542 übernahm die Klause Sülchen eine alte, kranke Schwester, die allein noch im Beginenhäuslein in Dettingen übrig geblieben war, samt Häuslein, Gütlein und Gefällen. Die Dettinger Schwestern waren nicht Barfüßer, also keine Franziskanerinnen gewesen; aber welchem Orden sonst sie angehörten, wußten die Sülcher Klosterfrauen selbst nicht. Da das Dettinger Beginenhaus baufällig, auch zu weit entlegen sei, wollten die Schwestern 1559 den Besitz verkaufen und den Erlös anlegen; doch die oberösterreichische Regierung genehmigte das Projekt nicht. Dabei hätten die Schwestern das Geld so nötig gehabt. Denn die Klause Sülchen verfiel baulich wie auch finanziell mehr und mehr.

Dann kamen die noch schlimmeren Zeiten des Schwedenkriegs. In den Jahren 1627 und 1630 mußten den Schwestern Almosen und Brennholz bewilligt werden. Das Gesuch um Wiederaufbau des abgebrochenen und zerfallenen Pfarr- und Mesnerhauses wurde aber vom Oberamt befürwortet, „weilen die experienz zu erkhennen gibt, was ettwann für Exceß und Scandale ervolgen, wann in locis alias solitariis (wie diser ortt ist) dergleichen leuth negst beysamen wohnen". 1631 wurde die Klause „ganz und gar zerstört, verderbt und zu Grunde gerichtet, absonderlich von unserem feindseligen Nachbarn, dem Württemberger". Die Schwestern fanden in zwei ihnen gehörigen Häusern in der Stadt Zuflucht. Bis 1640 hatten sie mit Beihilfe etlicher Bürger ihr Klösterle wieder aufgebaut, da wurde es 1643 zum zweitenmal zerstört. Daher wurde in diesem Jahr die Klause in Sülchen aufgehoben und mit der Oberen Klause vereinigt.

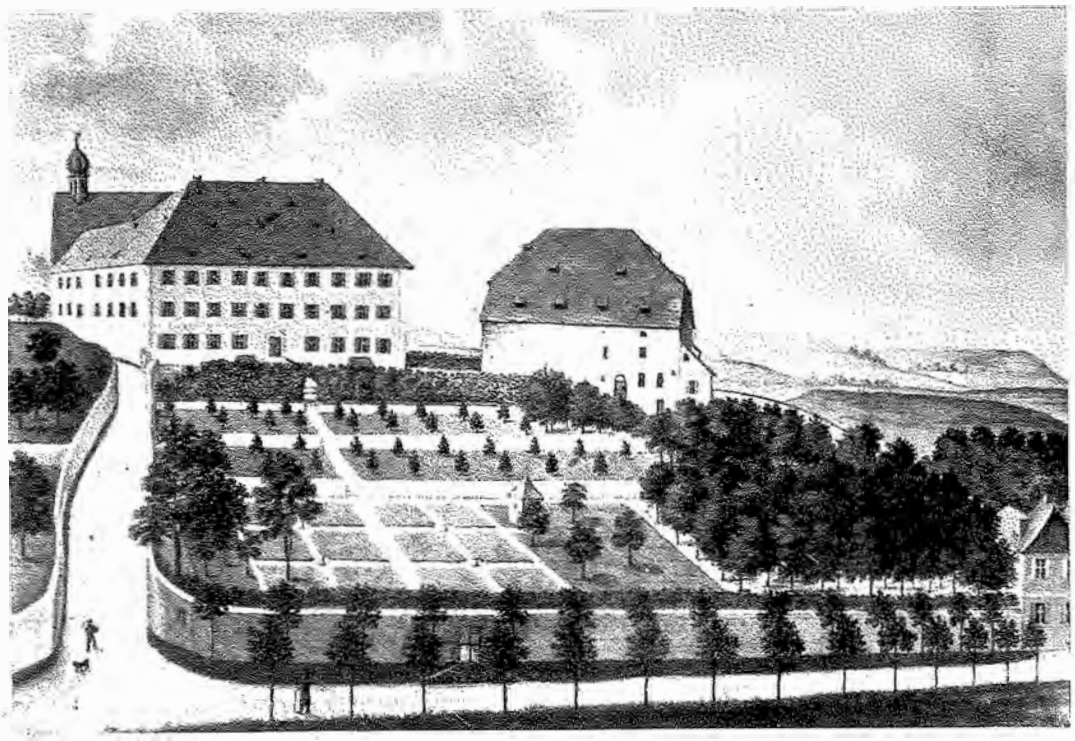
Die Obere Klause

Diese scheint die älteste Sammlung in Rottenburg gewesen zu sein. Das Protokollbuch der Klause von 1676 berichtet, nach der 1339 erfolgten Einverleibung der Remigiuskirche (beim heutigen Friedhof) in das Stift St. Moriz sei der von dem bisherigen Pfarrherrn verlassene Pfarrhof von zwei leiblichen Schwestern bewohnt worden, die durch ein Leben „in aller Ehrbar-, Fromm- und Gottseligkeit" auch andere fromme gottdienende Jungfrauen an sich zogen und sich mit Weben und anderen Handarbeiten ernährten. Diese Beginen nahmen gegen Ende des 14. Jahrh. die Franziskanerregel an.

Die Obere Klause erfreute sich wie die Lieblingsschöpfung der Grafen von Hohenberg, das Chorstift St. Moriz, der steten Gunst der Landesherren. Graf Rudolf III. von Hohenberg befreite 1381 die Schwestern von aller Steuer, Schatzung, Wachen, Zöllen und Tagdiensten, niemand sollte sie zwingen dürfen, gegen ihren Willen jemand in ihren Orden aufzunehmen. Bis ins 18. Jahrh. wurden diese Privilegien immer wieder bestätigt. Von den Grafen von Hohenberg wie von einfachen Bürgern erhielt die Klause bereits im 14. Jahrh. ansehnliche Stiftungen von Gütern und Gülten, die sie durch Käufe noch vermehrten (ein Urkundenverzeichnis der Oberen Klause von 1782 führt allein 49 Kauf- und 11 Schenkungsbriefe auf). Die Klause war also recht wohlhabend.

Im Lauf des 15. Jahrh. ist aber auch bei der Oberen Klause eine Lockerung der Sittenstrenge zu beklagen, die erst mit dem Übergang von der straßburgischen in die tirolische Ordensprovinz strengerer Observanz im Jahre 1580 behoben wurde. Austritte von Nonnen in der Reformationszeit werden auch von der Oberen Klause berichtet. Dem sittlichen Niedergang folgte der wirtschaftliche; die Schwestern klagten über die drückenden Türkensteuern, sie könnten kaum ihr arm Gottshäuslein in baulichem Wesen erhalten, sie seien streng überlaufen von armen Leuten und müßten Frucht und Wein zu ihrem täglichen Unterhalt hoch und teuer erkaufen, obwohl sie sich schon „innsonnderheitt mitt dem Wein mehr alß zuvil abgebrochen". 1570 sah sich die Regierung gezwungen, weltliche Pfleger für die Klause einzusetzen. Im Dreißigjährigen Krieg hatte die Obere Klause hauptsächlich unter Einquartierung, Kriegskontributionen und Plünderungen zu leiden. Nur 4 der Schwestern bleiben in der Klause, die übrigen hatten sich über die schlimmsten Jahre zu ihren Angehörigen in die Stadt geflüchtet. Als Kriegsschäden in den Jahren 1631—1645 meldeten die Schwestern 5247 fl. an.

Mit der Übernahme der acht Schwestern des Sülchenkonvents mit ihrem Besitz, darunter dem Beginenhäuslein von Dettingen, im Jahr 1643 war der Oberen Klause auch die Verpflichtung zugefallen, die Kirchhofmauer in Sülchen reparieren zu lassen, „da durch Abbrechung und Translation des Gebäus (der Sammlung) das Gemäuer offengestellt wurde". 1656 brachte die Klause dann auch das Dettinger Waldbruderhaus, „so bey Luthers Zeiten deseriert worden", 1528



Obere Klause, farbige Zeichnung von NO aus, Mitte 19. Jahrhundert
Aus dem Stadtarchiv Rottenburg, kolorierte Zeichnung von Ferdinand Rothfelder, Mitte 19. Jahrhundert

zum Landschreiberamt eingezogen und 1529 dem Kloster Kirchberg übergeben worden war, durch Kauf an sich. Unter der klugen und energischen Führung ausgezeichneter Priorinnen, meist aus Rottenburg gebürtig, von denen besonders Maria Viktoria Amrhein und Anna Maria Spiz in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrh. hervorgehoben seien, gewann die Klause langsam Reichtum wie auch sittlichen Hochstand und Ansehen zurück. Am 19. Juni 1711 wurde ein großes Bauwesen begonnen: die alte Remigiuskirche wurde abgebrochen, ein neues Klostergebäude zu bauen angefangen, im Hof ein tiefer Brunnen gegraben. Am 8. Juni 1724 wurde die neue Klausenkirche eingeweiht, zu der vom 1. und 2. Stock der Klause ein Zugang für die Nonnen führte. Das Kloster selbst hatte 20 Zellen, Krankenzimmer, Refektorium und Schlafhaus, im 1. Stock ein eigenes „Bethaus", ferner Scheuer und Stallungen und war „theils mit dem Klostergarten, theils mit Weinbergen, theils Ackerfelde umgeben".

Diese zweite Blüte der Oberen Klause traf der kalte Wind der josefinischen Aufklärung. Ein von der Regierung verlangter Bericht des Oberamts von 1771 beurteilte sie nur nach dem materiellen Nutzen für den Staat; es sei besser, wenn die Frauenklöster gesperrt würden. Aus diesem Grunde wurde 1779 die Horber Sammlung der Franziskanerinnen aufgehoben und ihre fünf Schwestern in die Obere Klause nach Rottenburg versetzt. Drei Jahre später, am 13. Februar 1782, traf diese das gleiche Schicksal. Die Priorin Maria Johanna Schiebel und 19 Nonnen wurden mit einer jährlichen Pension von 200 fl abgefunden; zu einem Übertritt in die Sammelklöster Unlingen oder Gorheim erklärte sich keine der Schwestern bereit. Das Vermögen der Oberen Klause bei der Aufhebung wird mit 99 758 fl 36 kr 2 hl angegeben; das Kloster mit Zubehör wurde 1783 von Rottenburger Bürgern um 35 000 fl, die Zinsen und Gülten von Reg.Rat von Beck um 38 498 fl 17 kr erworben. Archiv und Bibliothek kamen an die Wiener Hofbibliothek.

Daß sowohl die ehemalige Sülcher wie die Obere Klause bei den heutigen Friedhöfen liegen, rührt daher, daß die beiden Kirchen Sülchen und St. Remigius die einstigen Pfarrkirchen für Rottenburg und Ehingen waren. Die Friedhöfe wurden erst in späterer Zeit, der von Ehingen sogar erst nach Aufhebung der Klause, 1808, aus der Stadt hinausverlegt.

Der Stadtwald, Rottenburgs Kleinod

Beitrag zur Geschichte des großen Waldgebiets im Rammert

VON OTTO WETZEL, ROTTENBURG A. N.

Der Stadtwald, „ausr Wald", wie ihn der Rottenburger kurz nennt, soll hier begriffen sein als das geschlossene Waldgebiet zwischen Bühler Tal — Katzenbach oder Aischbach bei Dettingen und Neckartal, was 1806 mit „großer Stadtwald" erfaßt worden. Er bildet einen Teil des großen Waldgebiets Rammert, ehemals auch Rotenberg oder Rötinberch gen. (bis 1485 urkundlich). Dieses „Waldgebirge" gehörte zu dem sogen. Hohenberger Frei-Pirsch-Gebiet zwischen Steinlach — Rangendinger Tobel — Starzel und Neckar. Dieser Rottenburger oder der Bürger von Rottenburg Wald bildete mit seiner rund 5000 Morgen großen Fläche immer schon das finanzielle Rückgrat der Gemeindeverwaltung. Er war, wie es 1652 einmal heißt „ihr bestes, ihr einziges Kleinod, woher das gemeine Wesen in Vorfallenheiten Aushilfe hoffen kann."

Keine Urkunde kündet . . .

Dieser „Schatz der Oeffentlichkeit" soll ein Vermächtnis der edlen Erzherzogin Mechthildis sein, wie der ehemalige Ehinger Stiftspropst Joh. Evgl. Weitenauer in seiner 1674—1678 verfaßten Rottenburger Ortschronik, in dem sogen. „Traditionsbuch" berichtet. Die Stiftung fiele nach Lage der Dinge in die Zeit zwischen 1456 und 1482. Auch in einer „Steuerberaittung" vom J. 1680/82 und in einem Renovationsprotokoll der Stadt Rottenburg v. J. 1681 heißt es: „Die Waldung, so gemeiner Stadt gestiftet worden ist von weiland Erzherzogin Mechtildis hochseligen Angedenkens und der Stadt zugehöret . . ." Als aber die Stadtgemeinde 1775 dem K. K. Oberamt in Rottenburg einen Rechtstitel für ihren Waldbesitz aufweisen soll, stellt sie der Obrigkeit zwar nach wiederholter Aufforderung „hoher und höchster Stellen" eine „Abschrift des Mechtildischen Schenkungsbriefes" in Aussicht, muß aber unterm 3. 10. 1775 gestehen, daß „dem Rath von einem solchen nichts bekannt ist". Sie greift daher wieder auf Weitenauers Notiz und die mündliche Ueberlieferung zurück. Keine Urkunde kündet also von der hochherzigen Stiftung des „Fräuleins von Oesterreich", das ja den Rottenburgern besonders hold und gewogen war und „Schmuck und Zier sonder Gnaden" schenkte.

Auf markgenossenschaftlichen Spuren im Rammert

Bedenklich stimmt uns bei der sonst üblichen Sorgfalt in der Sicherung wichtiger Urkunden durch die Magistrate der Städte das Fehlen jeder Spur einer solchen über unsere Waldschenkung, zumal wenn man noch erfährt, daß Gräfin Mechtild nach einem Weistum v. J. 1485 die freie Pirsch im Rotenberg habe abstellen wollen: „In verschiedenen Wäldern hätten die edlen Umsessen gejagt und gehetzt; desgleichen die armen Leute Hasen gefangen und Vögel geschossen, bis die Frau von Oesterreich ins Land kam; die habe solches verboten!" Nach des Rottenburger Chronisten Lutz v. Lutzenhardts Bericht v. J. 1609 stand die freie Pirsch auch der Stadt Rottenburg und ihren Bürgern, nicht bloß dem benachbarten Adel, den hohenbergischen Beamten und den Studenten Tübingens zu. Selbst die Bauern der umliegenden Dorfschaften hatten an ihr teil; in Altendikkingen (bei Bodelshausen) sollen im 16. Jhdt. zwei reiche Bauern sogar „nach dem Beispiel des Adels" gejagt haben, und „sie verdarben und starben!" Auch nach Mechtilds Tod gab die österreichische Regierung das Bestreben, den Rotenberg in einen Forst und Wildbann zu verwandeln, nicht auf; da aber die Untertanen im Hohenberger Gebiet dadurch von der Jagd ausgeschlossen worden, und u. U. umfangreichen persönlichen Leistungen und zu solchen mit Zugtieren und Fuhrwerken bei der Herrenjagd und der Waldwirtschaft verpflichtet gewesen wären (Frondienste!), so wehrten sie sich energisch

dagegen. Der Chronist Gärt berichtet (1779 bis 1793), daß sich noch unter dem Vogt Sebastian v. Zweyer (1763—78) ein großer Aufruhr in der Bürgerschaft Rottenburgs erhoben habe, als dieser eine „Gattung von Forst" einführen wollte. Die Bürgerschaft war also nicht gewillt, wie es in anderem Zusammenhang einmal 1758 heißt, „so glatthin sich ältester Gebühr und Stadtrechte zu begeben", es sollte „bei altem Recht und Herkommen bleiben vor allem auch hinsichtlich der Niedergerichtsbarkeit". In der freien Pirsch aber haben wir den „Ausfluß alter Markgenossenschaft", die „Gleichberechtigung vieler" zu sehen! Wer sie angreift, der greift uraltes Recht an. Und wo wir auf markgenossenschaftlichen Spuren wandeln, da werden „Schenkungen" fraglich! Deshalb wollen wir gerade diesen Spuren weiter nachgehen, um Weitenauers Tradition kritisch zu beleuchten

Rammert — Weidewald

Können wir nicht in einer gewissen waldfrevlerischen Mentalität der Nachfahren freier Pirschgenossen, in dem stillen Pochen auf alte Nutzungsrechte (Gräserei, Laubheusammeln, Wildkirschenernte u. ä.), den Ausfluß ursprünglichen, grenzenlosen „Wilderergeistes" einst freier Markgenossen erspüren, eines Geistes, der im Kampf der Untertanen um ihr altes gutes Recht am Wald und im Wald sich im freien Pirschgebiet besonders frisch und lebendig erhalten hat? Dabei kam es allerdings soweit, daß die Stadt sich selbst gegen die Uebergriffe ihrer Bürger wehren mußte, ja 1753 sogar überlegte, ob sie nicht „Husaren gegen die Waldfrevler aufbieten" sollte; in diesem Falle waren es allerdings Dußlinger!

Besonders bedeutsam in diesem Zusammenhang erscheint uns das „Recht des Waidgangs" der Stadt und der Dorfschaften ringsum im Rammert. Der Name Rammert schon bedeutet (M. Buck) soviel wie Weidewald, ausgestockter Wald oder Wald für Schweinemast. Auf diesen sicherlich uralten Weidebetrieb im Rotenberg bzw. im Stadtwald weisen noch eine große Zahl von Geländebezeichnungen hin: Saustall, Saulach, Saurücken, Bernbach; Hardt, Herdlein und Härle aller Art und Herdwege, auch Sulz, Roßhau, Hägle, Viehklinge, Hagenbrunnen, Gaishalde usw. Die Stadt Rottenburg war auf diesen Weidgang im Walde angewiesen, hatte sie doch in der Feldflur nur „etwelche Jauchert" Weidland: „Häusleswasen hinter dem Gutleuthaus" (= „Kuhwasen"), „Graben unter dem Rankh" (in der unteren Au), „Hagenwerth und Werth" und nach dem Oehmd noch Gelände im „Oberen Arbach und Riedt". So wurde in der Vogtgerichtsordnung Rottenburgs vom Jahre 1616 betr. die „Vichwaydt" bestimmt: „Item es soll niemand, kein Bürger oder Inwohner mehr nit dann 3 Haupt Vieh halten und auf die Weid oder in der Stadt Wälder treiben." Nicht umsonst reimte unser Chronist Lutz v. L.: „Die Wäld geben ohn Unterlaß viel Mastung gut, auch Laub und Gras." Sie gaben aber auch — schon vor Mechthilds Regierung — viel Händel und Streit, „Spähn und Ir((r)tungen" unter den Waidgenossen, nicht nur mit den Dorfschaften, sondern auch innerhalb des sogenannten „Ehrsamen Gedings", in dem als ehemalige Vogtherrn des Dorfes Schadenweiler das Chorstift St. Moriz und das Hlg. Geistspital, bzw. der Magistrat Rottenburgs, saßen, dann der Oberamtmann und Rentmeister sowie 4 Viehmeister (vom Landvogt bestellt!) als Vertreter der Herrschaft und schließlich die sog. Ehinger Mayerschaft (14 Maier: 3 vom Stift, 4 vom Spital = die 7 Herrenmaier + 7 Maier der Bauernschaft).

Es ist anzunehmen, daß Rottenburg als der Erbe des ehemaligen großen „Silcher Bahns" schon vor dem 15. Jahrh. wesentlichen Anteil an dem großen Weidegebiet Rammert hatte. Ob nicht die Bezeichnung „Silcher Steig" beim Martinsberg-Wald auf solche Tatsache hinweist? Von Sülchen über die Ende des 18. Jahrh. noch allgemein benutzte Landfurt beim Gutleuthaus (Christophorusbild!) und die „Steine Bruck" führte der nächste „Herdweg" am Fuß des Martinsbergs hin und den „Silcher Steig" hoch zur Waldweide oder zum Hart („Kegel"). Der Neckar bildete dabei (weder kirchlich noch weltlich) keine Grenze, vor allem nicht für die Schwestergemeinden Rottenburg und Ehingen..

„Der Bürger von Rottenburg Holz"

Da auch der sog. Bürgernutzen aus dem Wald (Holzgaben und „Häub" vor allem) ursprünglich genossenschaftlicher Natur ist, obwohl er entwicklungsgeschichtlich exklusive Tendenz zeigt, und nur Vollbürger, d. h. Söhne und Töchter von alteingesessenen Bürgern, die mit ihrer Verheiratung zu „eigenem Rauch" (Haushalt) kommen, an diesem Nutzen teilhaben sollen, so müssen wir uns auch dieser Seite der Waldwirtschaft kurz zuwenden: „In gemeiner Stadt und Gehölz und Waldung wurde lange Jahre ganz verderblich und mit böser Ordnung gehauset und große Vorteiligkeit und Ungleichheit (in der Zuweisung des Holzes) geübt." (Reform. Polizeiordnung 1609.) Im Jahre 1724 war man glücklich so weit, daß man von den benach-

barten Dorfschaften Holz kaufen mußte und „kein Bürgerholz mehr abgegeben werden konnte, sollte man nicht alle 14 bis 15 Jahre nur armdicke Hölzer unzeitig schlagen". Kein Besenreis, kein Kübelreif und Bohnenstecken sollte mehr „vors Thor hinaus" verkauft werden! Und im Jahre 1783 wird festgestellt: „Da sich alle Jahre der Zugang von 20—30 jungen Bürgern ergibt, dem oft nur ein Abgang von 3 bis 4 Bürgern entgegensteht, so haben sich die Bürgerhäu in 13 Jahren um 103 Häu vermehrt; würde man daher jedem der wenigstens 800 Bürger 2 Klafter Scheiter (Klafter = rd. 3 rm; 1 rm zu 2.50 Mark, also heute zu etwa 25 DM gerechnet) zuteilen, so müßte man an die 2000 Klafter schlagen. Schon bei 1 Kl. aber würde in 20—30 Jahren der Wald erschöpft sein."

1804 schließlich wird aus steuerlichen Gründen von der Regierung in Günzburg bestimmt: „Wenn seither den Bürgern 1½ Klafter Scheiter und 250 Büschel Holz abgegeben wurden, so kann ihnen künftig an Bürgerholz nur noch gereicht werden, was jeder Schlag eben abwirft, nachdem im voraus der Herrschaft ihr sogenanntes Leitheholz, das in die Oberamtskanzleien zu liefern ist, sowie das Besoldungsholz und Holz zur Beheizung der Schulen, der städt. Amtsgebäude usw. gesichert ist." Den Rats- und Magistratspersonen waren alle „Accidentien" in Holz, vor allem der „doppelte Hau" verboten; sie sollten gehalten sein wie jeder andere Bürger auch. So war die „Gleichheit vor dem Gesetze", der ursprüngliche Sinn des Bürgernutzens wiederhergestellt! Können wir nun auch die Bürgerholznutzung nicht urkundlich nachweisen für die Zeit vor Mechtilds Regierungsantritt in den Hohenberger Landen, so ergibt sich solche doch indirekt aus der Tatsache, daß schon 1374 bei der Rohrhalde die Rede ist von „der Bürger von Rottenburg Holz" im Wannenbach, ebenso 1458 und 1471 im Dettinger Tal in der Nähe vom Hellershau, und daß in zahlreichen Waldnamen sich Geschlechter von Rottenburg und Umgebung verewigt haben, die unzweifelhaft vormechtildischer Zeit angehören. Auch der Waldname „Häuble" oder Haible" ist in diesem Sinne aufschlußreich! Damit haben wir aber schon übergegriffen auf die Frage der territorialen Aufsplitterung des Waldgebiets Rammert, und diese ist neben dem Hinweis auf die verschiedenen Nutzungsrechte wesentlich für die Beantwortung der Frage, ob der Rottenburger Stadtwald ein Geschenk der Gräfin Mechtild ist oder nicht.

Wer hatte Besitz im Rammert?

Schon lange vor Mechthilds Zeiten war das Waldgebiet des Rammert kein geschlossener herrschaftlicher — hochadeliger — Besitz mehr. Wir müssen dabei dahingestellt sein lassen, ob ein solcher überhaupt je in territorialem Sinne, d. h vom Gesichtspunkt der Grundherrschaft aus bestand, oder ob sich die Herrschaft nicht weitgehend nur als Obrigkeit im Sinne der Gerichtsbarkeit auswirkte, was ja durch unsere markgenossenschaftliche Betrachtung nahegelegt wird, da hier die Gemeinden als ursprüngliche Waldherrn fungieren.

Jedenfalls finden wir schon zu Mechthilds Zeiten nur noch Bruchstücke von „der Herrschaft Wald", die z. T. heutigentages noch als Staatswald (einschließlich säkularisierten Klosterguts) bestehen. Die Bürgerhölzer oder „Holzäcker", die kleineren Wäldchen da und dort, sind meist erst nach dem Dreißigjährigen Krieg aus verödeten Weinbergen erwachsen, woraus sich deren starke Parzellierung erklärt. So besitzen 1806 im Martinsberg 42 Bürger, in der Strobelhalde 15, im Lauberbühl 3, in der Gaishalde 13, im Bautzen 4 Bürger ihre eigenen „Hölzer". Die „Herdlein", „Härle" und „Haible" aber stellen wohl Trümmer ehemaliger Hof- und Bauern-(lehen)Wälder dar.

Der Rohrhalder Klosterwald

Aus einer Urkundenabschrift im Rohrhalder Kopialbuch betr. das Jahr 1374 entnehmen wir, daß die Pauliner Eremiten von Heinrich Stahler von Rottenburg eine Waldung kauften, die an des Grafen Rudolf v Hohenberg sogenannten Martinsberg und von dannen zu der anderen Seiten den Rennweg aber neben der Bürger Holz von Rottenburg grenzte. Das „Holz in der Rohrhalde" stammte von Jutze Wieland, Countzen des Bruderknechts sel. ehelicher Wirtin und Bürgerin zu Rottenburg, die 1348 bekennt, daß ihr ehelicher Wirt sel. sein Stück Wald dem Einsiedel Berchtold v. Horw und allen seinen nachkommenden Brüdern (Eremiten) vermachte. Bestätigt wurde diese Stiftung erneut 1358 von Graf Rudolf III. v. Hohenberg, der nach Bertolds Tod die Einsiedelei den Paulinern als freies Eigentum für alle Zeiten überließ, aber unter Anerkennung der Hohenberger Schirmherrschaft (Klostervogtei). Weitere Waldstiftungen vor allem der Stahler und der Märhelde von Wurmlingen finden wir in den Jahren 1342, 1359, 1372 und 1374. Ob die verschiedenen Höfe Kiebingens, die sich im Besitze der Klöster Bebenhausen, Rohrhalden und des Adels der Umgebung fanden, auch Waldanteile hatten, wäre erst noch zu ermitteln. Zur Zeit der Säkularisation (1789) umfaßte Kloster Rohrhaldens Waldbesitz 286 Morgen, davon erwarben die Gemeinde Kiebingen

und deren Schultheiß Stopper wesentliche Teile. Der Name Wielandt findet sich noch im Gebiet des Sonnenbergs bei Kiebingen, wie wir auch sonst die Namen zahlreicher (vorwiegend) Rottenburger Geschlechter jener Zeit in Flur- und Waldnamen bis zur Stunde bewahrt finden: Stahler, Stammler, Strobel, Lutz, Kohler, Küsterich, Pfell, Hipp u. a.

Zur Geschichte einzelner Waldteile

Es bleibt uns nun noch die Aufgabe, die Geschichte der einzelnen Waldteile kurz zu umreißen, was wir jedoch später z. T. nachholen wollen. Soviel kann schon jetzt gesagt werden: die Gemeindewaldungen unterlagen im Laufe der Zeit vielfachen Gebietsveränderungen, und ihr Besitztitel läßt sich zeitlich meist nicht festlegen; so hilft die Sage von Schenkungen da und dort aus: Elbenloch bei Schwalldorf, Hellershau bei Dettingen, Stadtwald bei Rottenburg! Das dürfte aber ein Hinweis auf uralten Besitz sein. Einen solchen möchten wir auch erkennen in der Verpflichtung der Lieferung von Fronholz (Laitheholz), wie wir sie bei Rottenburg, Dettingen und Weiler zunächst feststellen können. (Vgl. Beitragsfolge zu Heimatkunde Nr. 15 der „Rottenburger Post".) Bei ehemals klösterlichem Waldbesitz (Nonnenholz oder Münchwald) und Stiftungswald (Heiligenhölzer, Nonnenhärle) liegen die Verhältnisse ähnlich wie sie bei der Rohrhalde oben schon dargelegt wurden. Meist führt auch hier der Erwerb weit vor Mechthilds Zeit zurück.

Vom Schicksal alten Herrenguts

Soweit also die gebietsmäßige, besitzrechtliche Aufteilung des großen Rammert nicht schon eine ursprüngliche, d. h. in die Zeit der Landnahme zurückreichende, wesentlich aus uralten Nutzungsrechten resultierende ist, dürfte sie im Hinblick auf die bekannte Schenkungsfreude und repräsentative Hofhaltung der Hohenberger schon vor Uebergang ihres Besitztums an das Haus Oesterreich im Jahre 1381 im wesentlichen abgeschlossen gewesen sein. Eingesetzt hat sie wohl, wie bei dem benachbarten Reichsforst Schönbuch, über die herrschaftlichen Maierhöfe in den einzelnen Dörfern und in der Stadt Rottenburg selbst.

Ist Mechthilds Waldschenkung eine Sage?

Sagen von Waldvergabungen sind nach F. L. Baumann als historische Tatsachen in sogen. Waldbriefen des 15. und 16. Jahrhunderts vielfach zu finden. In Wirklichkeit gehörte der Gemeindewald aber einst einer sogen. Mark- und Waldgenossenschaft von Dörfern und Höfen, die sich auf Grund ihrer Lage vor altersgrauer Zeit schon zu einem wirtschaftlichen Ganzen verbanden und das bei der Besiedlung des Landes ungeteilt gebliebene, herrenlose Wald- und Weideland zu gemeinschaftlicher Nutzung in ihren Bann aufnahmen. Emporkommender Adel eignete sich später herrschaftliche Hoheitsrechte über die Mark- und Waldgenossenschaften an. Im Laufe der Zeit war die geschichtliche Entstehung der Markgenossenschaft dem Bewußtsein des Volkes entschwunden, und nun betrachtete man diese Markwälder gewöhnlich als „Gottesgaben" und Stiftungen wohltätiger Herren und Frauen „zum Besten der armen Leute, der Witwen und Waisen". Wie ein „dämonischer Schutz" legte sich um diese Wälder die Sage, daß sie einstens der Gemeinde von einer gütigen Spenderin geschenkt worden seien. Soweit die Lehre der Fachmänner; sie stimmt in ihren Grundzügen im wesentlichen überein mit unseren bisherigen Ausführungen.

Es erhebt sich damit erneut die Frage: Der Stadtwald eine Schenkung Mechthilds? Wir gingen bei Beantwortung dieser Frage auch zurück in die Zeit des Ausbaus der Urmarkungen der Alamannen und Franken, folgten der Entstehung der Territorialherrschaften und beobachteten den Zerfall des tragenden Lehen- und Hofsystems sowie die speziellen lokalen markgenossenschaftlichen Gegebenheiten: Freies Pirschrecht, reicher Adels- und Klosterbesitz im Rotenberggebiet, Nutzungsrechte der Gemeinden usw. und kamen dabei zu der Ansicht, daß der Stadtwald (z. T. wenigstens) altes Besitztum der Bürger oder Geschlechter Rottenburgs war und die Gemeinde den Wald in althergebrachter Weise immer nutzte wie die umliegenden Dorfschaften auch. Die Gräfin Mechthildis aber unterstellte vielleicht das fragliche Waldgebiet der Hoheit eines ehrsamen Rates, d. h. der niederen Gerichtsbarkeit der Stadt, wandelte Nutzrecht in bestimmtes und umgrenztes Besitzrecht unter Beibehaltung der Leite (Fronholzlieferung) als Ausdruck herrschaftlicher Oberhoheit. Halten wir in diesem Sinne den Gedanken der Schenkung als historische Tatsache fest, so kommen wir zu einem wesentlich anderen Ergebnis als einstens Dr. Paradeis in seinem Aufsatz „Die Altrotenburg bei Weiler".

Paradeis greift zurück auf einen hypothetischen „Stadtwald von Landskron", den die Pfalzgräfin in reduziertem Umfang den Rottenburgern — selbstverständlich unbewußt dieser „historischen" Beziehung — zurückgegeben habe. Paradeis geht

aus von einer Schenkungsurkunde des 1098 gestorbenen Grafen Luithold v. Achalm, in der die Rede ist von der St. Blasiuskapelle bei Derendingen-Tübingen auf den „Vorsprüngen" eines Waldgebirges" und von einer „gewissen zerstörten Stadt", wobei er letztere mit Sumelocenna, ersteres mit dem „Rot(t)enberg" = verrottetes, herrenloses Land!) identifiziert.

Wir setzen ein mit der geschichtlichen Betrachtung des Problems, wo Paradeis aufhört, und wissen uns dabei eins mit allgemein anerkannten, rechtshistorischen Anschauungen, wie sie vor allem Viktor Ernst in den verschiedenen Oberamtsbeschreibungen unseres Schwabenlandes zur Darstellung brachte: „Es muß eine Zeit gegeben haben, in der die Gemeinden in der Ausbreitung in den Wäldern freie Hand hatten, wobei die nächstliegenden die größte Beute davontrugen. Dabei entspricht es ganz dem üblichen Bild, daß wir in einem Ort den Wald in den Händen der Gemeinde, im andern im Besitz des Ortsadels oder auch des Maierhofes antreffen..." In der Behauptung, daß der Wald nicht der Gemeinde, sondern den Bürgern gehöre, schlummere die dunkle Erinnerung, daß der Wald nicht zu dem von Haus aus der Zwing- und Banngewalt der Gemeinde unterliegenden Markungsboden gehört, sondern erst durch Nutzungen gewonnen wurde, was am leichtesten dort erfolgte, wo die Markung unmittelbar an große Waldgebiete grenzte. (Der Bürgerwald in diesem Sinne verdankt sein Dasein also wesentlich den Sonderansprüchen einer wirtschaftlich und politisch stärkeren Oberschicht der Volksgenossen, also den vielfach adeligen städtischen Geschlechtern.)

Der Stadtwald Rottenburg i. e. S. (Rotenberg oder Rammert) umfaßt folgende Abteilungen:

(Siehe nebenstehende Karte)

III. Stammler: 1 Hinterer Stammler, 2 Vorderer Stammler, 3 Oberer Stammler.

IV. Lausbühl: 1 Bühlhau, 2 Taffenteich, 3 Tälestannen, 4 Hintere Gaishalde, 5 Vordere Gaishalde, 6 Unteres Krummsteigle, 7 Hinterer Steinbruch, 8 Hinteres Sulzstück, 9 Sandmühle, 10 Sandgrub, 11 Oberes Krummsteigle, 12 Vorderer Steinbruch, 13 Vorderes Sulzstück, 14 Fichtenbusch.

V. Höllstein: 1 Steigbrunnen, 2 Erlenrain, 3 Forchenstrich, 4 Lippenhölzle, 5 Funkenbach, 6 Waldhaus, 7 Zigeunerplatte, 8 Eberhardshau, 9 Mechthildenhöhe.

VI. Weiherdamm: 1 Kohlgrubenzipfel, 2 Kohlgrube, 3 Alemannengräber, 4 Rennweg, 5 Kohlgrubenzipfel, 6 Sonnenberg, 7 Roßhau, 8 Unterer Wannenbachgraben, 9 Oberer Wannenbachgraben, 10 Rohrhaldestelle, 11 Rohrhalde-Ebene, 12 Unterer Langer Steig, 13 Oberer Langer Steig, 14 Hoher Steig, 15 Weihersteig, 16 Petersloch.

VII. Lindenloch: 1 Lindenloch-Steigle, 2 Lindenhalde, 3 Große Tann, 4 Unterer Saustallhang, 5 Oberer Saustallhang, 6 Dreiklingen, 7 Schnepfenlucke, 8 Allerleibusch, 9 Untere Lindenebene, 10 Obere Lindenebene, 11 Eichelvierer, 12 Unterer Schreckengraben, 13 Mittlerer Schreckengraben, 14 Oberer Schreckengraben.

VIII. Grafenhalde: Oberer Silcher Steig, 2 Hungerbrunnen, 3 Hungerbrunnen-Linde, 4 Hintere Saatschule, 5 Vordere Saatschule, 6 Unterer Silcher Steig, 7 Saufang, 8 Zwickgabel, 9 Göggenwäldlesgraben, 10 Unterer Geistgraben, 12 Oberer Geistgraben, 13 Saustall, 14 Sulzgraben, 15 Unteres Mausried, 16 Oberes Mausried, 17 Sulz, 18 Geistgraben-Klinge.

IX. Dünnbach: 1 Zweites Bild, 2 Rehstand, 3 Hintere Blaulach, 4 Vordere Blaulach, 5 Erstes Bild, 6 Härle, 7 Weiherle, 8 Ammelhorn, 9 Bußrain, 10 Dachsbau, 11 Dettinger Kanzel, 12 Rabeisles-Loch, 13 Hintere Dünnbachhalde, 14 Vordere Dünnbachhalde.

X. Hägle: 1 Hägleshütte, 2 Viehausklinge, 3 Viehaus, 4 Häglesspitz, 5 Eichhalde, 6 Löchlesgraben, 7 Mittelstück.

XI. Saurücken: 1 Tauchbrunnen-Insel, 2 Hirschbrunnen, 3 Sulzhütte, 4 Erstes Brückle, 5 Beckhalde, 6 Unterer Löchlesweg, 7 Drittes Brückle, 8 Zweites Brückle, 9 Rotsteigle, 10 Oberer Löchlesweg, 11 Schwarze Lach (Saulach), 12 Unteres Löchle, 13 Oberes Löchle, 14 Maisenhardt.

XII. Dornrain: 1 Buchle, 2 Viertes Bild, 3 Boscheneich, 4 Drittes Bild, 5 Nagels Hütte, 6 Oberer Röhrichtsgraben, 7 Siebeneich, 8 Hintere Dornrain-Halde, 9 Vordere Dornrainhalde, 10 Fuchskling, 11 Heusteigle, 12 Unterer Röhrichtsgraben, 13 Drelangel, 14 Zeppelin, 15 Dornrain-Steinbruch, 16 Zapfeneich, 17 Hintere Frühmeßkling, 18 Vordere Frühmeßkling, 19 Röhrichtsbrunnen, 20 Röhrichtskling, 21 Hagenbrunnen.

XIII. Nonnenhärle

XIV. Rammert: 1 Esperlesbach, 2 Hellershau (I. Altstadtberg, II. Dölle).

Stadtwald
Rottenburg
ROTTENBURG
Kiebingen
Weiler
Dettingen